

Aus Heimat und Kindheit und glücklicher Zeit

Geschichten aus der Stadt Bremen

von

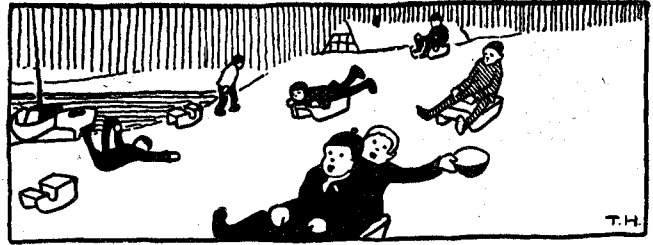
Heinrich Scharrelmann

Mit Bildern von Theodor Herrmann

41. bis 45. Tausend

1922

Georg Westermann, Braunschweig und Hamburg



1. Mit Schlitten am Deich.

Kennt ihr den Deich, der sich stundenlang am Flusse dahinzieht? Kennt ihr die Werder, die saftigen, grünen Viehweiden, auf denen den ganzen Sommer hindurch Tag und Nacht die Rinder grasen? — Ach, wer das alles nicht kennt, der weiß auch nicht, wie herrlich man am Deiche und auf einem Werder spielen kann.

An schönen, warmen Sommertagen ließen wir oft barfuß ins Wasser und suchten uns platte, runde Kieselsteine, um sie in den Fluß zu schnellen, oder wir ließen Schiffe aus Zigarrentisten schwimmen, richtige Segelschiffe mit zwei Masten, die auf den Wellen schaukelten und die der Wind mitunter ganz über den breiten Strom führte oder gar mitnahm in die See und noch weiter, vielleicht bis nach Amerika.

Das schönste Vergnügen aber hatten wir im Winter, wenn es tüchtig geschneit hatte. Dann zogen alle mit Schlitten nach dem Deiche und sausten jauchzend um die Wette die schrägen Seiten hinab, mitunter bis dicht an das Wasser. Dann wurden spiegelglatte Glitschen gemacht, so lang, daß man kaum das Ende sehen konnte, und auf den überschwemmten Wiesen war die schönste Schlittschuhbahn, die man sich nur denken konnte.

Schon drei Nächte lang hatte es stark gefroren, das

Eis mußte fest genug sein. Dazu war seit heute morgen Schnee gefallen. Den ganzen Tag lang waren die kleinen weißen Wintervögel ohne Aufhören vom Himmel herabgefollert. Als wir am Nachmittage aus der Schule kamen, wurden wir unterwegs weiß wie Schneemänner.

Ich ließ mir kaum Zeit zum Kaffeetrinken. Mit dem Butterbrote in der Hand lief ich hinaus, um am Deiche dem Schlittenfahren zuzusehen.

Alle Jungens hatten Schlitten, nur ich nicht. Vielleicht daß ich zu Weihnachten einen bekam? — — —

Es hatte zu schneien aufgehört. Auf dem überschwemmten Werder war eine Bahn gefegt. Ich konnte vom Deich aus das Jubeln und Lachen der Läufer und das Schrammen und Klingen der Eisen auf dem harten Eise hören.

Ein Schlitten, mit einem Schimmel bespannt, klingelte vorüber. Ach, wie sah das schön aus: das weiße Pferd, der weiße Schnee, die weißen Pelze und die rotlackierten Sitze. Wenn ich doch auch so in Pelze eingehüllt dahinjagen könnte! Ja, das mußte schön sein, aber noch lieber hätte ich einen kleinen Handschlitten gehabt wie die andern. Einmal hatte ich mir selbst einen aus einer Kiste zurecht gezimmert, aber er war gleich wieder zerbrochen.

Mit den Händen in den Hosentaschen stand ich frierend da und mußte zusehen, wie die andern Jungens vergnügt den Deich hinabrutschten. Alle stellten sich in einer Reihe auf, einer kommandierte, und dann flogen alle Schlitten den Abhang hinunter bis weit auf das Eis. Wer sich mit dem Fuße den kräftigsten Stoß gegeben hatte, wer zuerst unten ankam, wer am weitesten über das Eis flog, der hatte gewonnen. — Ach, wenn

ich doch auch mitspielen könnte! Aber ich hatte ja keinen Schlitten! Alles könnte der Weihnachtsmann behalten, wenn er mir doch nur einen Schlitten bringen wollte!

Da kamen zwei Jungens den Deich herauf. Lässig zogen sie ihre Schlitten hinter sich her. Die wußten wohl gar nicht, wie schön es ist, wenn man Schlittenfahren kann. „Ich geh da hinten hin und glitsche,“ sagte der eine zum andern. Ich kannte sie alle beide nicht. „Oh, ich gehe mit!“ rief der andere, „ich habe auch keine Lust mehr, immer wieder den Deich hinaufzuklettern. Aber wo lassen wir unsere Schlitten?“ — „Soll ich sie euch bewahren?“ fragte ich schnell und trat auf die beiden zu. „Ja,“ sagte der eine, „das kannst du tun, mußt aber fein aufpassen, daß keiner wegfommt!“ Oh, das wollte ich wohl! Schüchtern fragte ich, ob ich auch mal auf einem ein bißchen fahren dürfte. Prüfend sahen mich beide an. „Ja,“ sagte dann der andere, „aber wenn du einen verlierst, oder wenn einer gestohlen wird, dann —“ Er machte eine Faust und lief mit seinem Kameraden davon.

Oh nein! ich wollte schon gut achtgeben! Den einen band ich an den Baum, ganz fest, daß ihn niemand losbinden konnte. Dann legte ich mich der Länge nach auf den anderen, stieß tüchtig mit dem Fuße ab, und — erst langsam, dann immer schneller und schneller flog er die glatte Bahn hinab. Er schien gar nicht halten zu wollen. Bis weit auf das Eis hinaus rutschte er und nahm einen ganz anderen Weg als die übrigen.

Plötzlich gab es einen Ruck, ich bekam einen Stoß, und lachend flog ich in den dicksten Schnee. Wie sah ich aus! Es war nur gut, daß Mutter mich jetzt nicht sehen konnte. Aber es hatte doch Spaß gemacht. Schnell

wieder den Deich hinauf. — Aber was war das? — Da fehlte ja vorn am Schlitten eine der eisernen Spitzen! Erschrocken suchte ich herum. Richtig, da lag das handgroße Stück Eisen im Schnee dicht bei dem Steine, an welchen der Schlitten geprallt war. —

Was nun? — Oh weh, das war eine böse Geschichte! — Den Schlitten stehen lassen und davon laufen? Nein, das wäre schuftig gewesen! Wenigstens mußte ich ihn dahin bringen, wo ich ihn erhalten hatte.

Da stand ich nun auf dem Deiche und hielt die abgestoßene Ede in der Hand und überlegte, was ich beginnen sollte. — Da fiel mir auf einmal etwas ein. Sicher wußte der Vater Rat. So rasch es ging, zog ich den Schlitten nach Hause und erzählte, was geschehen war, ohne zu verraten, daß das Eisenstück durch meine Schuld abgestoßen war. „Ja, mein Junge! Das ist leider Gußeisen, das kann nicht geschmiedet werden. Damit ist nichts zu machen,“ sagte der Vater kopfschüttelnd.

Nun war ich ganz ratlos und stand lange Zeit vor unserm Hause und probierte immer wieder, wie es gesehen hatte, und überlegte, auf welche Weise das abgebrochene Stück wieder zu befestigen wäre. Aber wenn selbst der Vater keinen Rat wußte. —

Es blieb mir doch nichts anderes übrig, als den Schlitten wieder an seinen Platz zu bringen. Als ich ankam, wo ich ihn erhalten hatte, rief jemand: „Kurt! Kurt! komm hier her! Dein Schlitten ist wieder da!“ In vollem Laufe kam eine ganze Schar von Knaben auf mich zu, und der, dem der Schlitten gehörte, fragte böse: „Wo bist du gewesen?“ — „Ich, ich, war in meinem Hause,“ stotterte ich. —

„Son Dieb!“ rief er mir zu. „Fragt, ob er auf

unsere Schlitten achten soll, und dann bindet er den einen an einen Baum und kümmert sich nicht drum und fährt mit dem andern nach Hause, um ihn zu behalten. — Das sollst du büßen!“

Sich zur Erde bückend machte er einen Schneeball, und ehe ich wußte, was geschah, und ehe ich sprechen konnte, flogen von allen Seiten wohlgezielte Bälle auf mich zu, gegen die ich mich nicht wehren konnte.

Ich stolperte, ließ das Stück Eisen fallen und lief davon. Plötzlich spürte ich einen scharfen Schmerz am Hinterkopf. Blitze zuckten durch die Luft, in meinen Ohren rauschte und donnerte es, die Stimmen wurden leiser und immer leiser — und dann sank ich in den Schnee und wußte von nichts mehr. — — —

* * *
Bunte Blumen in der Bettdecke, bunte Blumen auf der Fensterbank. Und vor dem Bette steht der Vater, der lacht über das ganze Gesicht und streicht mir das Haar aus der Stirn, und die Mutter tritt in die Kammer, und der Vater winkt ihr mit der Hand, und beide stehen am Bett und nicken mir zu, und die Mutter weint. — —

Ja, träume ich denn das alles oder ist es wirklich so? — Ein Wagen rollt und hält draußen, die Haustürglocke klingelt. Der Vater geht hinaus und kommt mit einem Herrn herein, der eine goldne Brille trägt und lacht und mir die Hand gibt und sagt: „Endlich!“ — — —

Jetzt merke ich erst, daß ich eine Binde um den Kopf trage, die nun von dem Arzte abgenommen wird. Es schmerzt stark, Haare werden abgeschnitten. Der Doktor räuspert sich und sagt: „Es wird besser.“ — Ach, ich bin so müde geworden, ich liege und schlafe ein.

Und nach vierzehn Tagen kann der Verband fort-

„Jawohl! Ihr solltet nur sehen, was ich sehe,“ sagte ein anderes Torfstück, welches ganz am hinteren Rande des Wagens obenauf lag, „bis in die fernste Ferne kann ich gucken, von Minute zu Minute wird die Luft klarer, und die Wiesen und Wälder werden schärfer und deutlicher. Jetzt fahren wir an endlos langen Feldern vorbei. Die Erde ist beinahe so schwarz wie in unserem Moore. Sieh da! Mitten auf dem Felde schwelt ein Feuer, langsam und schräg zieht der dicke, weiße Qualm über das kahle Feld. Da verbrennt das trockene Kartoffelkraut. Das Feuer haben wohl die Jungens angesteckt, die die Kartoffeln aus der Erde suchen und in die hohen Säcke füllen. — Ja, ja! Wenn man reist, lernt man die Welt kennen,“ sagte das Torfstück, „mir gefällt das Reisen schon.“ —

Die Landstraße war auf beiden Seiten mit Eichen bepflanzt, die nun ihre schon halbkahlen Zweige und Äste einander entgegenreckten. Da fiel auf einmal lautlos und tanzend ein braunes Eichenblatt auf den Torfwagen hernieder, und es fiel in eine Lücke zwischen drei Torfen. Nun mußte es mit diesen mitreisen. „Was willst du denn hier?“ fragten sie hochmütig. „Dich kann ja doch niemand gebrauchen! Kannst du etwa einen Ofen heizen, Essen kochen oder ein Zimmer wärmen?“ — Verlegen sah das Blatt vor sich nieder, es wußte nicht, ob es das konnte. — „Flieg nur wieder davon! Hier bist du zu nichts nütze. Flieg nur wieder auf die Straße und da bleib liegen, bis du durch Regen und Kälte gestorben bist!“ — „Nimm das Blatt doch wieder mit!“ riefen die Torfstücke dem Winde zu, „es paßt gar nicht in unsere Gesellschaft!“ —

Aber das war in eine so tiefe Lücke gefallen, daß es der Wind mit seinem Blasen gar nicht zu bewegen vermochte, und so blieb es liegen, und der Wagen rum-

pelte und pumpelte mit ihm und den Torfen weiter. Dann kam er in die Stadt und lenkte in die erste Straße ein.

Kinder, die auf der Straße spielten, sangen:

Komm geschwinde,

Rosalinde!

Komm geliebte Tänzerinne!

Als das Blatt das hörte, lächelte es und dachte an einen warmen Sommerabend, an welchem es noch lustig auf seinem Baume gesessen und sich im Winde geschaukelt hatte. Und dachte an eine Schar Kinder, die damals im Dunkelwerden mit Sing und Sang die Landstraße dahingezogen waren, sie hatten Kränze im Haar, und die Eltern gingen hinter ihnen. Auch damals hatten die Kinder gesungen:

Komm geschwinde,

Rosalinde!

Komm geliebte Tänzerinne!

Ob es wohl dieselben Kinder sind? dachte das Blatt und hätte gar zu gern einmal über den Rand des Torfwagens geblickt. Aber das konnte es ja nicht. Nur nach oben zum blauen Himmel konnte es hinaufsehen, nach oben, wo die kleinen weißen Wolken dahinsiegelten, wo dann und wann ein Vogel vorüberflog, wo hin und wieder feine, schwarze Linien auf einen Augenblick zu sehen waren. „Das sind Drähte, durch welche die Menschen miteinander sprechen können,“ sagte das Eichenblatt zu einem Torfstück. Das aber sah es groß an, lachte und sagte nichts darauf.

Plötzlich hielt der Wagen. „Na endlich!“ sagten die Torffoden zueinander, „endlich hat die Schüttelei ein Ende. Wir habert uns ja schon gegenseitig die Ecken abgestoßen. Was jetzt wohl kommt?“ —

das Blatt auch, und es träumte von seinem Baume und von dem Winde, der es hin- und herwiegte.

Und langsam wurde es ein wenig hell im Keller. Die Sonne schien durch eine Türriße, und ein ganz schmaler, blendend heller Lichtfaden fiel gerade auf das Blatt in der Kiste. Und wieder kam das Dienstmädchen mit dem Torfkasten. Und ein kleines Mädchen kam mit hereingehüpft, das klatschte in die Hände und rief: „Oh, was für eine Menge Torf haben wir getriegt! Oh, was für eine Menge!“ Und es nahm sich einen roten Apfel von dem Bort, denn das durfte es. Aber der Apfel rollte ihm aus der Hand und fiel in die Kiste. Und als das Kind ihn wieder herausnahm, erfaßte es das Blatt auch mit und besah es und sagte: „Oh, das ist ein Eichenblatt. Das nehme ich mit.“ — Und das kleine Mädchen nahm Blatt und Apfel und ging damit hinaus, und das Blatt konnte nicht einmal mehr den Torfstücken zunicken und ihnen Adjö sagen.

Ach, was war das für eine Pracht in der Stube! Mitten auf einen niedrigen Kindertisch wurde das Eichenblatt gelegt und konnte sich nun bequem umsehen. Da hingen Bilder in breitem Goldrahmen an der Wand. Da standen Vasen und Nippfiguren auf dem Spiegelschränke. Da lag über den Tisch eine rote Plüschdecke gebreitet. Da stand mitten in der Stube ein wunderschöner Kinderwagen, in welchem ein ganz kleines Kindchen schlief.

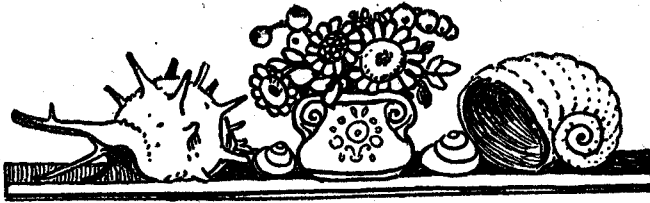
Und das kleine Mädchen hatte seinen Apfel aufgeessen und spielte mit dem Blatte. Nun mußte es die Decke für einen Puppenwagen sein, den das Kind aus einer Schwefelholzschachtel gemacht hatte. Dann war es ein Besen, mit welchem der Tisch abgefegt wurde, und dann sollte es ein kleiner Hund sein, der die unartige

Puppe beißen mußte. Da erwachte das Brüderchen im Wagen und weinte. Das kleine Mädchen trat schnell heran und fuhr den Wagen hin und her und immer wieder hin und her; aber das Brüderchen hatte wohl lange genug geschlafen und ließ sich nicht beruhigen und weinte nur noch lauter. Da griff das Mädchen nach dem Blatte und hielt es dem Brüderchen hin und rief: „Brüderlein! Sieh nur, liebes Brüderlein! Ei, was hab ich hier für dich!“ Da wurde das Kindchen im Wagen still und griff mit seinen kleinen Patschhändchen nach dem trockenen Blatte und spielte damit. Und das Kindchen drehte es hin und her und nahm es zuletzt in den Mund, es mochte wohl denken, das sei Schokolade. Aber als dann die Mutter auf einen Augenblick hereintrat und das sah, nahm sie dem Baby das Blatt weg und warf es in den Torfkasten.

„Nanu! Da ist ja das Blatt auch!“ sagten die Torfstücke verwundert zueinander. „Wo kommst du denn her?“ — „Ach, ich habe mit einem kleinen Mädchen sehr schön in der Stube gespielt.“ — „Ach, spiel dich man nicht auf!“ erwiderten die Torfstücke hochmütig. — Da sagte das Blatt nichts mehr.

„Oh wo ist mein Blatt geblieben?“ rief das Mädchen, als die Mutter wieder hinausgegangen war. Wie gerne hätte das Eichenblatt gerufen: „Hier bin ich, im dunklen Torfkasten! Nimm mich hinaus und spiele wieder mit mir.“ Aber im Torfkasten sah das Kind nicht nach.

Da kam das Dienstmädchen, um nach dem Feuer zu sehen. Ein paar Torfstücke wurden in den Ofen geworfen und mit ihnen das Blatt. Hell flammte es einen kurzen Augenblick auf, dann war es ein Häuflein Asche.



3. Von einem uralten Hause und wer darin wohnte.

Ja früher, als ich noch zur Schule ging, da gab es noch merkwürdige Häuser in unserer Stadt. Häuser, so merkwürdig und wunderbar, daß man sie nie wieder vergaß, daß man sogar von ihnen träumen konnte. Ja, damals baute man die Straßen auch noch nicht so breit und langweilig gerade wie heute, und die Häuser sahen alle verschieden aus und hatten nicht wie jetzt immer das gleiche Gesicht.

Und jeden Morgen, wenn ich zur Schule ging, kam ich an einem solch alten merkwürdigen Hause vorbei. Es hatte einen hohen, spitzen Giebel, und wunderliche, in Stein gehauene Blumen und Engel umrahmten die Fenster. Und mitten an der grünen, schweren Haustür saß ein Löwentopf, der einen dicken, eisernen Ring im Mause trug. Den Ring mußte man heben und wieder an die Tür zurückfallen lassen, wenn man ins Haus wollte; denn die Tür war immer verschlossen und wurde nur geöffnet, wenn jemand klopfte. Ja, es war ein merkwürdiges Haus. Das sah man schon an den vielen kleinen Fensterscheiben, an den häßlichen Flecken in den Wänden, an der Dachgasse, die wie ein Vogelkopf geformt war und weit über die Straße reichte. Und an der rechten Seite des alten Hauses war ein kleiner Garten. Nirgends in der ganzen Stadt wuchsen in den Gärten solche wunderbare Blumen,



nirgends so vielerlei verschiedene durcheinander, nirgends gab es solch kugelrunde Buchsbäume, solch ein hübsches Holzstaket.

Und wenn ich des Morgens zur Schule mußte, ging ich mit Herzklopfen an dem alten Hause vorbei und lief auf die andere Seite der Straße und sah furchtsam zu ihm hinüber. Ja, es war sicher ein Räuberhaus oder ein Haus, in welchem Gespenster oder Hexen wohnten. Wenn ich aber einmal nicht allein durch die stille Straße ging, dann blieb ich wohl einen Augenblick stehen und versuchte durch die Fenster in die Stuben zu blicken. Aber das war unmöglich, denn alle Fenster waren mit weißen, dichten Mullgardinen behangen und mit Blumentöpfen besetzt, und es blieb kaum irgendwo eine Lücke, durch welche ich hätte hindurchsehen können.

Und wie gerne hätte ich gewußt, wer in dem alten Hause wohnte! Wie gerne wäre ich einmal drinnen gewesen in seinen Stuben und Kammern, in seinen Kellern und auf seinen Böden! — —

Da kam ich eines Tages aus der Schule und wiederum an dem alten, merkwürdigen Hause vorbei, und wie ich scheu hinüberblickte, sah ich, daß die Haustür weit geöffnet war. Das hatte ich noch nie erlebt, und verwundert und neugierig blieb ich stehen. Aber der Flur war zu dunkel, ich konnte nichts erkennen. Nur ganz aus der Tiefe des Hauses schien mir etwas Blankes, Goldenes entgegenzublicken. Was war das? Waren es Schwerter, die dort hervorblitzten? Waren es Posaunen und Trompeten? Ich hielt die Hände über meine Augen, um besser in die Dunkelheit sehen zu können, aber das half nicht viel.

Vorsichtig sah ich mich nach allen Seiten um, scharf blickte ich zu allen Fenstern in dem verwunschenen Hause

hinauf, um zu sehen, ob sich auch hinter einem ein Gesicht versteckte. Aber alles war still und ruhig rings umher. Da schlich ich behutsam ein paar Schritte näher, und trotzdem mein Herz klopfte, stellte ich mich doch vor der Haustür hin und sah hinein.

Nein, es waren keine Schwerter oder Posaunen, die in der Tiefe erglänzten. Es waren kupferne und messingne Töpfe und Kellen, die frisch gepuzt, an den Wänden der Küche hingen. Aber wenn auch nicht, sonderbar genug sah es trotzdem im Hause aus. Der Fußboden war mit Steinplatten belegt, wie sie die Straßenmacher früher gebrauchten. In einer Ecke stand eine alte Wanduhr, die mit allerlei Verzierungen an ihrem dunklen Gehäuse geschmückt war, die tickte lang—sam, lang—sam. Noch nie hatte ich eine Uhr so langsam ticken hören. Sonst war alles still, lautlos still auf dem weiten Hausflur. Nichts regte und bewegte sich. Ich stand und lauschte und schlich vorsichtig wieder ein paar Schritte näher und stand in der Türöffnung. Wie kühl war die Luft, die an dem heißen Tage aus dem alten Hause strömte. Stieg die aus dem steinernen Fußboden herauf oder sank sie aus der großen Bodenluke mitten unter der Decke hernieder? — Ein so besonderer Geruch war in dem Hause. Es roch, wie ganz alte Sachen riechen, es roch wie in Großvaters Hause am Wall.

Ich stand und lauschte und hörte auf das Ticken der Wanduhr. „Hüt — dich! — hüt — dich!“ sagte sie ganz deutlich. Ein Schauer lief mir über den Rücken, da sah ich zufällig noch einmal zur Decke hinauf und erblickte in dem dämmrigen Raume ein großes wunderschönes Segelschiff. Das hing an einer eisernen Kette an der Decke. Es hatte drei Masten und einen Bugspriet und volles

Segelwerk, und wenn es nicht so klein gewesen wäre, hätte es wohl nach Amerika fahren können. Ach, wenn mir doch das Segelschiff gehörte! — — — Auf den Zehenspitzen trat ich einen Schritt ins Haus hinein, um genauer sehen zu können, und dann noch einen und noch einen und stand nun mitten auf dem Flur und sah hinauf zu dem Schiffe und konnte mich nicht satt sehen an all seinen Theilen. Richtige kleine, runde Kajütenfenster saßen in seinen Wänden. Ein Paar Kanonen aus Messing blickten über sein Hinterdeck. In der Mitte des Schiffes war die Kommandobrücke für den Kapitän, am Hauptmast ein Ausguck, Strickleitern führten hinauf zu den Rahen — ein eiserner Anker hing vorn am Bug — „Anna-Maria“ stand mit goldenen Buchstaben darüber — ein Kompaßhaus — — war auch da — — Ach, wenn ich das Schiff hätte! — Ach, wenn es ein richtiges großes Schiff wäre und ich der Kapitän — — Und zehn Matrosen müßte ich haben und einen Steuermann — und nach Amerika wollte ich fahren und nach Indien — und mit wilden Völkern Krieg führen — zwei Kanonen waren ja auf dem Schiffe, da konnte ich den Krieg wohl wagen — und dann wollte ich viel Geld mitbringen und kostbare Waren und — — alles meiner Mutter geben — — und dann würde sie sich freuen — — und glücklich sein. — — Ach, wenn ich doch das Schiff hätte! — — — — —

Plötzlich bekam ich einen furchtbaren Schrecken. Eine Zimmertür hatte sich geöffnet, und in der Öffnung stand eine alte Frau. Sie sah erst mich an, dann blickte sie zum Schiffe hinauf und lächelte. Vor Entsetzen vermochte ich mich nicht zu rühren, starr sah ich die Alte an. Die aber kam lautlos über den steinernen Fußboden zu mir, bis sie neben mir stand. Wer war das? — Noch nie

hatte ich ein solch altes Gesicht gesehen. — War das die Heze? — — Gewiß! Wer sollte es sonst sein? — —

Sie legte ihre magere Hand auf meine Schulter und sagte: „Ja ja! Beguck sie dir nur ordentlich, die Anna-Maria! Nicht wahr, die gefällt dir?“ — Ich konnte nur mit dem Kopfe als Antwort nickten. Sie blieb neben mir stehen und sah zum Schiffe hinauf, und ich sah in ihr Gesicht. Es war kreuz und quer von tausend Falten durchzogen, schneeweiße Haare blickten unter ihrer schwarzen Spitzenhaube hervor. — — Wie lautlos sie schleichen konnte! — — Ja, sie war eine Heze. Jetzt wußte ich es ganz gewiß. Da kam auf einmal ein Dienstmädchen von der Straße herein, das trug einen Armkorb und machte große Augen, als es mich sah, und ging in die Küche und band sich eine Schürze vor und sah mich an und lachte. „Alwine, Sie müssen morgen das Schiff abnehmen und abstäuben,“ sagte die Heze zu dem Dienstmädchen. „Jawohl, Madam!“ antwortete Alwine. Ich sah von einer zur anderen. „Ach, es war ein schönes Schiff, und es hat schon manche Reise nach Ostindien gemacht,“ sagte die Alte und sah mich wieder an. „Dies kleine Schiff?“ fragte ich. „Nein,“ antwortete sie, „dies ist ja nur der wirklichen großen Anna-Maria nachgemacht. — Es ist ein Andenken an meinen verstorbenen Sohn,“ setzte sie dann leise hinzu. —

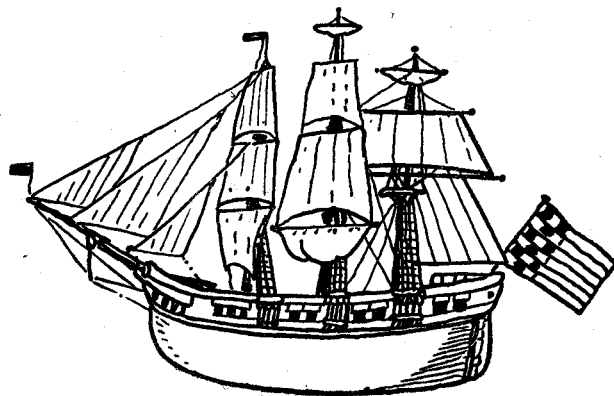
Einen Augenblick war es ganz still auf dem Flur, und Alwine sah mit ernsten Augen zu der alten Frau, die noch immer zu dem Segelschiffe unter der Decke hinaufblickte. Und plötzlich sah ich, wie sich zwei große Tränen langsam aus den Augen der Alten lösten und ihr über die runzligen Backen stürzten. Sie weinte! — Die Heze weinte? — Nein, das war ja nicht möglich! Noch nie

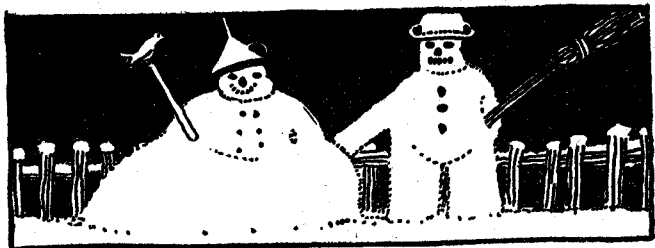
hatte ich gelesen oder gehört, daß eine Heze weinen konnte, weinen konnte um einen gestorbenen Sohn. Nein, sie war keine Heze. Meine Angst schwand. „Wo ist denn die wirkliche Anna-Maria jetzt?“ fragte ich leise. — „Das weiß nur Gott im Himmel, mein lieber Junge. Wahrscheinlich liegt sie irgendwo tief unter dem Meere, und alle, die auf ihr hinausfahren, sind gestorben, längst gestorben, und keine Seele weiß ihr Grab.“ — „Und der Kapitän?“ — „Das war mein Sohn,“ antwortete sie. „Es war gerade seine erste Reise, und er war dreißig Jahre alt und freute sich so, daß er nun sein eignes Schiff fahren konnte, und war so voll Hoffnung, als ich ihn zuletzt sah, und dann ist er hinausgefahren, und dann kam noch ein Brief von ihm aus einem englischen Hafen, und dann — und dann — habe ich nie wieder etwas von ihm gehört.“ — „Gehen Sie man hinein in die Stube, Madam,“ sagte Alwine, „ich habe nun gerade Zeit und will die Anna-Maria jetzt eben abstäuben. Gehen Sie man in die Stube, Madam!“ Die alte Frau seufzte und ging lautlos zur Tür, die sie hinter sich schloß.

Alwine holte eine Leiter, löste die Kette von dem Haken an der Decke los, und ich stand nun dabei und konnte das Schiff ganz in der Nähe besehen. Und ich besah es von allen Seiten und half mit Staub blasen und abwischen und wurde nicht müde zu fragen und zu bewundern, so daß Alwine zuletzt rief: „Nein, was bist du für ein mertwürdiger Junge! Wie kann einem nun son altes Schiff, was doch zu nichts nicht zu gebrauchen ist, soviel Spaß machen.“ — Aber ich wurde nicht müde, ihr alle Teile am Schiffe zu erklären und zu zeigen und erzählte ihr auch, wie ich vorhin mich fürchtend in der offenen Haustür gestanden hatte, und wie unheimlich mir

alles hier im Hause vorgekommen sei, und wie dann plötzlich die alte Frau herausgetreten, und wie ich davor zu Tode erschrocken gewesen sei und geglaubt hätte, sie wäre eine Heze. — „Was? Unsere gute, alte Frau eine Heze?“ fragte Alwine mit verwundertem Blicke. „Junge, du bist nicht gescheit! Unsere alte Frau Ridert ist die beste Frau in der ganzen Stadt, und wenn sie nicht das große Unglück mit ihrem Sohne gehabt hätte, dann würde sie auch nicht die vielen Falten im Gesichte haben. — Nein, nein,“ rief sie immer wieder, „wie kann man son gute, alte Frau, die keiner Fliege was tut, wohl für ne Heze halten! So was is mir doch in meinem ganzen Leben noch nicht vorgekommen.“ — — —

Als das Schiff sauber gepuzt wieder aufgehängt war, eilte ich nach Hause und suchte Holz zusammen und holte Mutters Kartoffelmesser aus der Küche und schnitzte und schnitzte an dem Holze herum, um auch eine „Anna-Maria“ zu machen.





4. Was die Schneeflocken mir erzählten.

Es war Winter, und im dichten Wirbel taumelten die kleinen, weißen Vögelchen zur Erde hernieder. Immer dicker wurde die Schneedecke, immer lautloser die Welt, immer weicher wurden Baum und Strauch und Haus und Zaun eingehüllt und zugedeckt.

Durch den dicksten Schnee mußte ich hindurch, denn ich wollte Weihnachten daheim bei den Eltern unter dem alten, schiefen Strohdach in dem einsamen Bauernhause feiern. Als ich zuletzt da war, da brannte die Sonne vom Himmel herunter, daß die Luft glühte und zitterte über dem ausgedörrten, harten Lehmboden. Da hatte der weiße Storch, der in jedem Jahre zu seinem Neste, dicht hinter den beiden Pferdeköpfen oben an unserem Giebel, zurückkehrte, steif und unbeweglich auf einem Beine auf dem Dache gestanden und nicht einmal mit dem Auge geblinzelt — — — — —

Einen weiten Weg hatte ich noch vor mir, und ganz allein stapfte ich dahin. In der Ferne schrie eine heisere Krähe ihr „Raab! — Raab!“ — Dann war wieder alles still. Oh wie weit, wie endlos groß und weit wird das

Land im Schnee, und wie verlassen war ich in der verschneiten, einsamen Marsch!

Wenn mich jetzt meine Kräfte verließen, wenn ich jetzt müde würde und nicht weiter könnte! — Dann würde ich hinsinken und „nur für einen Augenblick“ die Augen schließen, und der Schlaf würde kommen und mich in seine Arme nehmen, immer fester, immer enger, und der Frost würde kommen und mir ans Herz greifen und es leiser und immer leiser schlagen machen, und die Glieder würden steif und starr werden, und dann würde das Leben entfliehen, und die Schneeflocken würden mich begraben, und kein Mensch würde mich finden, und in dem einsamen Bauernhause da hinten würden zwei alte Leute sich die Augen aus dem Kopfe gucken und ein trauriges Fest miteinander erleben und in Angst und Sorge sein um mich.

Aber nein, ich war zu jung und kräftig und kannte den Weg und hatte ihn schon oft gemacht. Was brauchte ich also zu fürchten? Stürme nur, Wind! Wirbelt nur, ihr Flocken! Beiße nur, Frost! Mich sollt ihr nicht unterkriegen!

Hei, ist das ein Wetter. Das tanzt und flattert und taumelt und stürzt und weht um mich herum, daß einem ganz schwindlig davon werden könnte. Wie unzählige kleine Kobolde kreisen die Flocken durch die Luft und fallen überall hin auf meinen Hut, auf die Stiefel, auf den Mantel und eine sogar ins Gesicht. Ich klopfte mir den Schnee von den Ärmeln. Gleich sind sie wieder beschneit. Sieh, da schwebt eine ganz große Flocke gerade auf mich zu. Da ist sie, da liegt sie auf meinem Armel. „Ja, ja! nun ist deine Reise zu Ende; da bleibst du liegen und bist meine Gefangene und kannst keine lustige

Reise durch die Luft nicht fortsetzen und muß warten, bis ich dich abschüttle. — —

Das paßt dir wohl nicht? — Wirßt gar nicht darum gefragt! Wo kommst du denn überhaupt her, du Vagabund und Luftschiffer? — Von dort oben? Freilich, ich sehe es ja! Von dort oben her, wo die Luft voll ist von grauem Wolkendunst. Und wenn ich dich lange genug betrachtet habe, lasse ich dich fallen und du sinkst zur Erde, wo alle deine Kameraden auch liegen. Und da bleibst du, tagelang, vielleicht auch wochenlang. Vielleicht daß dich der Wind einmal wieder aufhebt und an eine andere Stelle weht — aber das ist schon unwahrscheinlich. Du wirßt wohl liegen bleiben müssen, wo ich dich hinfallen lasse. Und dann kommt eines Tages der Tauwind und bläst dir warme Frühlingsluft ins Gesicht, bis du naß und immer nasser wirßt und zuletzt vor Feuchtigkeit zergehst und als Tröpflein in die Erde sickerst. Dort kannst du dann dich nützlich machen und den Frost aus dem Erdboden vertreiben helfen oder ein schwaches Graswürzlein tränken und weiter rieseln, bis du irgendwo in einen Graben sinkst. Und ist dann der Sommer da, dann wirßt du eines Nachts, wenn die weite Marsch schläft und nur die Frösche wachen und Konzert geben und nur die Eule mit den feurigen Augen lautlos über die Felder schwebt, als Dunst in die Luft steigen und über den Wiesen schweben, wie ein weißes Gespenst, das den Wanderer erschreckt, und wenn dann am Morgen die Sonne scheint, dann wird sie dich hoch hinauf bis zu den Wolken heben, und du wirßt selbst solch eine kleine weiße Sommerwolke werden und durch die Lüfte schweben und tausend Dinge sehen und Lustiges und Trauriges, Schönes und Häßliches . . .“

„Ganz recht! Das alles ist uns wohl bekannt!“ hörte ich da eine feine Stimme sagen. Erstaunt sah ich um mich herum. Aber ich war mutterseelenallein im Schneegestöber. „Wer hat da geantwortet?“ fragte ich. „Wir! Wir!“ riefen wohl hundert feine Stimmchen. — Da merkte ich, daß es die Schneeflocke auf meinem Armel war, von der die Antwort kam. Und wie ich halb verwundert, halb erschrocken die Flocke genauer besah, entdeckte ich viele kleine Gesichter, die mich anlachten und sich darüber freuten, daß ich sie mit meinen Menschenaugen erblickte. Also die Schneeflocken lebten? Sie bestanden aus vielen winzigen Kerlchen, die alle Welt für kalte, tote Eisnadeln hielt, für nichts als Eisnadeln, und die doch sprechen konnten und lachen, und die sich angefaßt hatten und alle hohe, spitze Hüte aus Eis auf dem Kopfe trugen?

Ja freilich, denen konnte ich wohl nichts Neues erzählen. Die mußten das ja alles viel besser wissen als ich selber.

„Hör mal, du, Mann!“ rief mich ein feines Stimmchen. „Willst du uns einen Gefallen tun?“

„Gewiß, sehr gerne, wenn ich es kann,“ antwortete ich.

„Dann sei so gut und bring uns an einen warmen Ofen, damit wir wieder zu Wasser werden und verdunsten. Wir haben nämlich keine Lust, wochenlang hier zu liegen und nichts zu erleben, als daß die Krähen über die Felder fliegen. Wir möchten wieder zu den Wolken und durch die Lüfte reisen. — Bist du uns gefällig, wollen wir dir auch von unseren Reisen erzählen.“

„Oh ja, ich will euch gerne mitnehmen,“ antwortete ich. „Aber es ist noch weit, bis ich daheim bin und an den warmen Ofen treten kann.“

„Nun, wir wollen dir die Zeit schon verkürzen, hör nur zu!“ — — — — —

„Im vorigen Winter fielen wir mit zahllosen Geschwistern mitten auf die Hauptstraße einer Bergstadt. Die Häuser standen alle in verschiedener Höhe, und die Menschen konnten in manchen Straßen in die Schornsteine anderer Häuser hineinschauen. Es hatte schon tüchtig geschneit, und alles war dabei, den Schnee auf die Seite zu bringen. Aber ich merkte bald, daß etwas ganz Besonderes in der Stadt passieren sollte, denn die Häuser wurden bekränzt und mit Fahnen und Tannenreisern geschmückt. Vor vielen waren aus Schnee Mauern, Figuren und Denkmäler gebaut. Jung und alt war an der Arbeit. Dann und wann eilten ein paar Knaben um die Wette auf Schneeschuhen die Straße hinab. Wie die Vögel flogen sie dahin, mit lautem Rufen sich die Bahn frei haltend.

Und richtig! Am andern Tage donnerten Kanonenschüsse, ein Musikcorps zog auf, und ein langer Festzug marschierte an uns vorbei. ‚Es mögen wohl zweihundert Fremde hier sein,‘ hörte ich einen alten Mann zu seinem Nachbar sagen. Dann wards stiller um uns herum. Hin und wieder fuhr ein Schlitten vorbei, ratterte ein Wagen dahin oder bellte ein Hund. Dann hörten wir plötzlich hurra rufen. Die Musik spielte, und die Leute aus dem Festzug kehrten zurück. ‚Die Rede war sehr schön! — ‚Ja, es stimmt, der Winter ist ebenso schön wie der Sommer.‘ — ‚Jetzt fangen die Wettkämpfe an.‘ — ‚Zuerst kommt der Schneeschuhlauf der Schulkinder.‘ — ‚Dort oben am Kriegerdenkmal müssen sich alle aufstellen.‘ — ‚Hans, eil dich! Es sind schon alle fertig! — Aus all diesen, im Vorbeigehen gesprochenen Worten hörten wir, was vorgehen sollte.

Ein Mann mit einer großen Kuhglocke in der Hand drängte die Herumstehenden an die Seiten der Straße, bis diese völlig frei geworden war. Wir hörten in der Ferne wieder die Musik spielen, dann donnerte ein Schuß, der von allen Bergen wiederhallte, und ‚Sie kommen! Sie kommen!‘ riefen die Leute. Im nächsten Augenblicke sausten zwei Knaben an uns vorbei, daß wir aufsprühten von der Erde, und dann folgten eilig, hastend und rufend zehn, zwanzig oder auch dreißig Knaben und Mädchen. Alle im Wettlauf, alle auf Schneeschuhen, alle lange Bergstöcke in den Händen. Mehrere stießen mit ihren Rutschhölzern zusammen und mußten den Kampf aufgeben. Einige waren ungeschickt und stürzten, einer verlor sogar einen Schneeschuh und wurde letzter und wurde ausgelacht.

Wie der Blick war alles vorbei. Und dann nach kurzer Zeit ein fernes, undeutliches Rufen und Schreien. Der Sieger kam zurück mit heißen Baden und leuchtenden Augen. Auf dem Kopfe einen Eichenkranz und in der Hand einen silbernen Trinkbecher. Alle jubelten ihm zu und winkten mit den Tüchern. Er war glücklich und eilte davon.

Und dann kamen vier Männer mit ernstem Gesichtern, die trugen schweigend einen Knaben ins Haus. Blutstropfen fielen in den Schnee. Man rief nach dem Doktor. Ein dicker, alter Herr, der eine goldene Brille trug, eilte ins Haus. Es entstand eine große Verwirrung. Alles schrie und fragte durcheinander, und es waren nur vereinzelte Worte, die wir hören konnten: — ‚Gehirnerschütterung — dicht am Markt, — am Eckstein — er hätte sonst gesiegt — schade, schade! — Die arme Mutter — sie ist Witwe — der andere soll ihn gestoßen haben.‘ — Also er war gestürzt. Durch eigene Schuld? — Durch

fremde? — Ja, das wußte niemand als nur er selber.

Endlich kam der Doktor wieder heraus. Von allen Seiten wurde er befragt. „Nein, nein!“ hörten wir ihn sagen, „das wird alles wieder gut! — Nur keine Sorge!“

Und dann zog alt und jung zur Stadt hinaus zu den Hauptwettkämpfen.“

* * *

„Als ich im vorigen Winter vom Himmel fiel,“ begann eine andere Flocke zu erzählen, „war es noch dämmeriger Morgen, und es hatte die ganze Nacht über geschneit. Als dann die Straßenlaternen ausgelöscht wurden, und die Kinder zur Schule gingen, trat aus der Haustür, vor welcher ich niedergefallen war, ein kleiner Junge, der blieb mit offenem Munde in der Türöffnung stehen und schrie laut auf, als er uns sah: ‚Oh, was für ne Masse Schnee!‘ — Seine Augen leuchteten, seine Backen wurden noch frischer, und mutig trampelte er in die weiße Decke, die wir über die Erde gedeckt hatten, mit seinen Stiefeln Löcher. ‚Oh, was für ne Masse Schnee!‘ rief er vergnügt und nahm beide Hände voll und machte einen Schneeball, und als er vor das Nachbarhaus kam, duckte er sich nieder und wartete. Dann öffnete sich auch dort die Haustür, und gleich flog der weiße Ball hinein. Aber er hatte nicht seine kleine Schulfreundin, wie er wollte, getroffen, sondern Tell, den Hund. Der fuhr nun zur Tür hinaus und bellte, so laut er konnte, und der kleine Junge hinter dem Statet sprang auf und lief rasch davon. Kaum hatte aber Tell ihn gesehen, sprang er hinterher und bellte aus lauter Freude in einem fort. Ja, das war nur Spaß, aber der kleine Junge glaubte, es sei Ernst, und lief schreiend in den dicksten Schnee hinein. Er stol-

perte, schoß kopfüber und war im Augenblick zu einem Schneemanne geworden. — Oh, wie sah der Junge aus! Oh, wie lachte das Mädchen! Oh, wie bellte der Hund!“

* * *

„Ich,“ begann die dritte, „war gerade auf ein Stück Apfelsinenschale, welches mitten auf dem Trottoir lag, gefallen, und es war nach einigen Augenblicken ganz von uns bedeckt. Eine alte Großmutter humpelte an einem Stode daher. Sie trug einen Korb im Arme und sah vor sich nieder. Aber das Stück Apfelsinenschale sah sie nicht. Sie trat darauf, rutschte aus und fiel in den Schnee. — Die arme Großmutter! Sie war zu alt und zu hilflos, um allein aufstehen zu können. Zwei Männer kamen sogleich über die Straße gesprungen, hoben die alte Frau auf und brachten sie in das Haus hinein. Eine Viertelstunde mochte vergangen sein, da kam der Krankenwagen gefahren, die alte Großmutter wurde hineingetragen und zum Krankenhause gefahren. ‚Der Fuß ist gebrochen,‘ sagte einer der zwei Männer im Weggehen.“

* * *

„Auch ich,“ erzählte eine andere, „war auf ein Trottoir gefallen, ein kleiner Knabe kam daher gesprungen und sagte immer für sich mit lachenden Augen: ‚Für 10 Pfennig Sirup und $\frac{1}{2}$ Pfund Schmalz! Für 10 Pfennig Sirup und $\frac{1}{2}$ Pfund Schmalz!‘ Ja, er wollte nicht vergessen, was er holen sollte. So lief er einige Häuser weit bis zum Laden eines Krämers. Aber er kam bald weinend wieder heraus. ‚Mein Geld! — Mein Geld!‘ — Seine Augen suchten überall im Schnee. Er fand es nicht wieder.

„Ach, wenn ich es ihm doch hätte sagen können, wo es hingefallen war, denn ich hatte es wohl im weichen Schnee in meiner Nähe liegen sehen.“

Er suchte und suchte vergebens. Endlich ging er nach Hause. Dann kam er mit seiner großen Schwester, die ihn an der Hand führte, wieder. — „Willst du hättest es fester halten sollen!“ hörte ich sie sagen. Sie gingen noch einmal bis zur Ladentür des Krämers. Dann kehrten sie um. — „Nun werden wir wohl unser Brot trocken essen müssen! Es war Mutters letzte Mark,“ sagte die Schwester traurig.“

„Trug die Schwester nicht ein rotes Tuch um die Schultern, und hatte der kleine Knabe nicht eine Mütze aus Fuchspelz auf dem Kopfe?“ fragte eine andere Schneeflocke. — „Jawohl!“ — „Dann habe ich auch in deiner Nähe gelegen und alles mit angesehen, was du uns soeben erzählt hast. Weißt du denn auch,“ fuhr sie fort, „wo das Geldstück hingekommen ist?“ — „Nein?“ — „Es lag unter uns, bis Tauwetter kam. Da wurden wir zu Wasser, und das Markstück lag offen vor jedermann. Ein Dienstmädchen kam mit einem Besen aus dem Hause und fegte den letzten halbgetauten Schnee fort und stieß das Geldstück in die Gasse.“

Dann kamen die Straßenseger. Einer von ihnen sah die Mark liegen, ein anderer auch, beide griffen in denselben Augenblicke zu, sie stießen mit den Köpfen zusammen, jeder wollte es haben, sie zankten sich, bis einer von ihnen, ein alter Mann mit weißem Haar, es ergriff. Aber der jüngere war nicht damit zufrieden. Sie stritten hin und her. Der Alte schlug vor, es zu teilen. Der

andere wollte es ganz haben und gab sich nicht eher zufrieden, bis der Alte mit ihm zur nächsten Schenke ging und es dem Wirte für Brantwein oder Bier gegeben hatte.

Nach geraumer Zeit kamen sie beide mit rotem Kopfe und laut lachend und lärmend wieder heraus.“ — —

„Da habe ich etwas Schöneres gesehen,“ fuhr eine andere fort. „Ich war an ein Fenster geweht, dessen eine Scheibe mit Papier verklebt war, weil sie jemand zerbrochen hatte. Drei Kinder waren in der Stube. Sie spielten Weihnachten. Ein kleines Zweiglein war der Baum, es war in einen mit Erde gefüllten Blumentopf gesteckt. Ein Mädchen schnitt Sterne aus Zeitungspapier und hing sie daran. Ein Licht war auf eine Schwefelholzschachtel festgeträpfelt, eine Nuß und ein Käse wurden auch in den Baum gehängt. Ihre Spielsachen stellten sie um den Blumentopf herum. Der kleinste Junge mußte sich auf zwei Stühle legen und tun, als ob er schlief. Dann wurde das Licht angezündet, dann wurde er geweckt, und dann lachten alle und sangen:“

Stille Nacht, heilige Nacht.“

„Ach, ein Weihnachtsfest habe ich auch schon einmal erlebt, aber ein richtiges und ein viel prächtigeres,“ erzählte die nächste. „Ich war in den Vorgarten eines reichen Hauses gefallen, und als die Dunkelheit kam und alle Laternen brannten, wurden drinnen im Hause die Fenster hell. Da hielt vorm Hause eine Droschke. Zwei Mädchen, gleich groß, sprangen heraus. Ach, wie glücklich“

Ich und niedlich sahen sie aus! Beide in schneeweiße Pelzmäntel gehüllt, beide mit gleichen weißen Mützen, mit gleichlangen Ringellocken im Nacken und beide mit den gleichen, großen, lachenden Augen. Eilig gingen sie zur Großmutter ins Haus. Noch mehrere andere Droschken hielten. Eine ganze Anzahl Kinder und Erwachsene kamen zu Besuch. Dann war alles stille, bis wir Musik hörten. Ein junges Mädchen sang ein Weihnachtslied. Da kam der Wind und wollte mitsingen und wehte uns mit Macht gegen die Fenster. Ich hielt mich an einer Sprosse fest und sah durch die Scheiben. Ein Tannenbaum, der bis zur Decke reichte, mit Gold und Glitter bedeckt, mit Marzipan und Zuckersachen behangen, mit Schneeflocken auf den Zweigen, mit hundert Lichtern und Gold- und Silberkugeln. Ein langer Ausziehtisch war mit Geschenken vollgepackt. Die beiden Zwillinge, die ich vorhin hatte hineingehen sehen, standen beieinander und zeigten sich ihre Puppen. Ein kleiner, niedlicher Knabe war wie ein Soldat angezogen und saß auf einem Schaukelpferde.

Überall fröhliche Gesichter, aber das glücklichste Gesicht hatte doch die alte Großmutter, die im Lehnstuhl dicht beim Baume saß.“

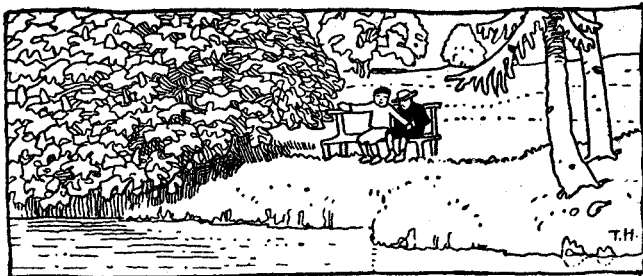
Still hatte ich zugehört, was die Schneeflocken mir erzählten. Der weite Weg über die einsame Marsch war mir kurz geworden. Jetzt war ich am Ziele. Vor mir lag ein niederdeutsches Bauernhaus. Pluto bellte mir entgegen, Hühner gaderten, Kühe brüllten, Pferde stampften im Stalle, und über die Diele zog blauer Torfqualm, der vom Herde aufstieg.

Der Schnee am Mantel begann zu schmelzen. Ich klopfte ihn ab. Ein großes Stück tauenden Schnees fiel

ins Feuer, es zischte laut auf, und ein dünnes, weißes Wölkchen von Wasserdampf mischte sich mit dem bläulichen Torfqualm. Na, nun ist euer Wunsch ja erfüllt, dachte ich, nun könnt ihr wieder durch die Luft segeln, wie ihr es so gern tut, und über die Lande fliegen!

Ob ich euch noch einmal begegnen werde? — Ob ihr mir noch einmal als Schneeflocken Geschichten erzählen werdet? —





5. Die verzauberte Insel und wie ich erlöst wurde.

Wir hatten Zeugnisse bekommen und Serien dazu. Und mein Zeugnis war gut ausgefallen, und der Vater war zufrieden, und die Mutter hatte mir ein paar Äpfel gegeben, und fröhlich sprang ich zur Hoftür hinaus in den Garten und klinkte die Pforte auf und stand auf dem Walle.

Gleich hinter unserm Hause zog sich wie ein großer Garten der Wall um die Stadt herum. Und wenn man ihn zu Ende gehen wollte, kam man wieder da an, wo man fortgegangen war. Er hatte gar kein Ende. —

Aber schön war er! Da gab es dicke Gebüsche mit Vogelnestern und tausend Verstecken, da gab es hohle Bäume mit Eulen- und Krähenhorsten. Da gab es im Sommer Kirschen und im Herbst Holzäpfel und Mehlbirnen. Da war auch auf einem Berge die Mühle, in welcher es des Abends spuckte, und dicht bei der Mühle ein unterirdischer Gang, worin in alter Zeit schreckliche Dinge passiert waren.

Auf dem Walle kamen wir zusammen bei Sonnenschein und Regen, im Sommer und Winter. Da spielten

wir Räuber und Soldaten und Kriegen und Verstecken. Da suchten wir im Herbst, wenn der näkteste Novembersturm über die Stadt raste, wenn das bunte Laub abgefallen war und an der Erde verfaulte und alle Zweige so regenschwer und regennaß abwärts hingen, alle Taschen voll abgewehter Eicheln und Kastanien zum Spielen. Dort kannten wir jeden Strauch und Baum und jeden Schleichweg durch die Büsche. — — —

Wie ich so stand und überlegte, was ich anfangen sollte, kam Willi Thieß daher. Das war mein bester Freund. „Wollen wir Ratten jagen?“ fragte er mich mit großen Augen. „Oh ja!“ rief ich, und wir liefen beide in Sprüngen zum Stadtgraben hinab. Der stand um die Stadt herum wie der Wall und hatte breites, tiefes, schwarzes Wasser und Entenhäuser in seiner Mitte, und Schwäne schwammen einsam auf ihm herum, und in seinen zahllosen Uferlöchern wohnten häßliche, dicke, graue Ratten.

Auf die Ratten machten wir oft Jagd, denn keiner von uns konnte sie leiden. Wie manchesmal hatten wir es schon gesehen, daß solch dicke Ratte fast ganz unter dem Wasser bis in die Mitte des Stadtgrabens schwamm, wo eine Entenmutter mit ihren gelben Küchlein nichts Böses ahnend herumruderte. Plötzlich begann dann eins der Kleinen zu schreien und vor den Augen der angstvollen, ratlosen Mutter zu verschwinden. Die Ratte hatte es von unten an einem Beine gefaßt und zog nun das hilflose Tier solange unter Wasser, bis es erstickt war. Dann wurde es ans Ufer gezogen und angefreßen.

Ja die Ratten! Das sind widerliche Tiere! Wie manches Entlein mußte ihnen wohl im Sommer sein Leben lassen. Und so wütend waren wir auf die Frechen, daß wir sie unbarmherzig mit Steinen bewarfen, wo sie



sich nur blicken ließen. — —

Wir suchten uns glatte Kieselsteine, die auf den Wegen lagen, und schlüpfen dann bis zum Graben. Aber keine Ratte war zu sehen. Dicht am Wasser stand eine Bank zum Ausruhen. Darauf setzten wir uns und warteten. Uns gerade gegenüber lag mitten im Graben eine Insel. Das war die verzauberte Insel. Wildes Buschwerk wuchs überall üppig hervor, so daß von ihrem Boden nichts zu sehen war. Große, breitfronige, tiefschattige Bäume standen darauf und in der Mitte ein altes, halbverfallenes Haus mit wunderlichem, moosbewachsenem Dach; das nannten alle Kinder weit und breit „das Schloß“.

Lautlos wartend und horchend saßen wir auf der Bank und sahen hinüber zu der verzauberten Insel. Der Wind wehte durch die Äste der Bäume und flüsterte mir eine lange Geschichte zu von der verwunschenen Prinzessin, die im Schlosse auf der Insel gefangen gehalten wurde, und von dem bösen Zauberer, der sie bewachte. Das Licht der Sonne drang durch die windbewegten Zweige und warf helle, huschende Lichtflecken bald hier, bald dorthin. Ein Schwan kam geschwommen, aber als er in die Nähe der verzauberten Insel kam, drehte er kurz um und schwamm davon. Warum tat er das? War der böse Zauberer durch die Luft von seiner Reise zurückgekommen? Fürchtete er, daß die schöne Prinzessin auf dem weißen Schwane entfliehen könnte? Aufmerksam sah ich in jede Blattlücke, ob auch irgendwo das Gesicht des Zauberers oder das liebliche der Prinzessin zu sehen wäre. Aber nichts Lebendes war zu bemerken. Und als nun der Wind plötzlich aufhörte zu wehen, da lag die ganze Insel mit ihrem Blättergewirr und dem steinernen Schloß wie tot und starr in lautloser Stille vor uns. Und

wir sahen uns an und erschrafen, und ich glaubte schon, der Zauberer würde uns erblicken und auch verwünschen, da flüsterte Willi Thieß mir zu: „Du, da ist jemand auf der Insel.“ — „Wo? Wo?“ fragte ich und merkte, wie mir ein Schauer über den Rücken lief. Willi Thieß zeigte nach einer Stelle unten am Wasser. Was war das? Was war das? Regte sich da nicht etwas? Bewegte sich nicht ein Zweig? War das ein Menschen-gesicht? — Langsam und leise schob sich durch die über das Wasser hängenden Zweige ein Boot, und gebückt in



demselben stand ein Mann, der mit einer langen Stange das Boot vorwärts stieß. War das der Zauberer? — Nein, das konnte er doch nicht sein, der sah ja aus — wie — — —

Nein, es war nur ein Wallarbeiter. Oder hatte sich der Zauberer in einen Arbeiter verwandelt, um uns zu täuschen? — Verwandeln kann sich ja ein Zauberer. „Jawohl,“ sagte Willi Thieß leise zu mir, „der Zauberer kann sich sogar in ein Tier verwandeln, auch in eine Ratte. Und wer dann die richtige Ratte fängt, der erlöst die Prinzessin in dem Schloß, und die ganze Insel ver-

wandelt sich, und er wird unermesslich reich und heiratet die erlöste Prinzessin und wird ein König.“

„Oh, laß uns hinüber! laß uns hinüber!“ flüsterte ich ihm erregt zu. „Wir wollen alle Ratten auf der Insel totwerfen, dann ist sicher auch die richtige dabei, und wir erlösen die Prinzessin und werden Könige, alle beide!“

Inzwischen hatte der Mann im Boot dieses zu uns herüber gelenkt. Er stieg dicht vor uns aus, ließ Boot und Stange liegen und ging mit langsamen Schritten auf dem Wege dahin, dem Torhause zu.

Wir aber standen und sahen ihm nach und sahen dann wieder das Boot an und zur Insel hinüber. Kaum war der Wallarbeiter im Torhause verschwunden, so jauchzte ich laut auf. Jetzt hatten wir ja die beste Gelegenheit, auf die verzauberte Insel zu kommen. Aber allein konnte ich es nicht wagen, hinüber zu rudern. Wenn ich nun in Gefahr geriet? Willi Thieß mußte mit. Er war auch gleich bereit, wir stiegen ein, Willi ergriff die Ruderstange, stieß kräftig ab, und lautlos glitt das Boot über das regungslose Wasser der nahen Insel zu. Ich aber stand vorn im Schiff und spähte scharf in das Buschwerk.

Noch ein Stoß, und wir hatten den Graben überquert, und die Spitze des Bootes stieß ans Ufer der verzauberten Insel. Einen Augenblick standen wir beide mit Herzklopfen beieinander, irgend etwas raschelte im trocknen Laub ganz leise, so daß es kaum zu hören war — — —

„Bleib du im Boot und halte Wache!“ rief ich meinem Freunde zu und stieg entschlossen ans Land. Kleine trodene Zweiglein knackten unter meinen Tritten, trohdem ich so sorgfältig wie möglich einen Fuß bedächtigt

vor den andern setzte. Geradeaus durch das Buschwerk schlich ich, um auch gut den Rückweg finden zu können. Scharf spähte ich umher, aber nichts Auffälliges konnte ich bemerken. Da sah plötzlich die Mauer des Schlosses durch die Zweige. Jetzt hieß es aber vorsichtig sein. Jeden Augenblick konnte der Zauberer hervortreten und mich gefangen nehmen.

So leise wie möglich umschlich ich das Schloß. Kein



einziges Fenster war in seinen Wänden. Die Tür, eine dicke, plumpe, grüngestrichene Tür war der Eingang. Ob sie zu öffnen war? Überlegend stand ich davor. Sollte ich auch lieber zurückkehren? Wenn nun ein Drache oder Löwe hinter der Tür lauerte und sich auf mich stürzte, sowie ich den Drücker berührte? —

Aber nein! Ich wollte doch nicht feige sein. Und wenn ich auch verzaubert würde, Willi Thieß, der würde mich sicher erlösen. Ich klopfte an die Tür. Nichts rührte

sich drinnen. Ich klopfte stärker und legte meine Hand auf den Griff. Ärgerlich knarrend öffnete sich die schwere Tür. Die Haare stiegen mir zu Berge, die Knie zitterten, die Augen versuchten durch den engen Spalt zu sehen. Tiefstes Dunkel füllte das fensterlose Schloß. Und als sich noch immer nichts regte und bewegte — alles mußte wohl verzaubert sein — da faßte ich mir ein Herz und riß mit einem starken Ruck die Tür sperrangelweit auf.

Zuerst sah ich nichts als völlige Dunkelheit. Meine Augen mußten sich erst daran gewöhnen, und dann konnte ich nach und nach einige Gegenstände unterscheiden. Dicht hinter der Tür lehnte an der Wand eine alte Baumleiter. „Du bist gewiß auch ein verzauberter Mensch!“ dachte ich bei mir und besah sie prüfend, ob auch ein Gesicht an ihr zu bemerken war. Aber was war denn das, was da bei der Leiter an der Erde lag? War das nicht ein kostbarer Königsmantel? — Ich trat einen Schritt näher. Nein, es waren auf einen Haufen geworfene trockene Zweige. Aber dort in der andern Ecke? Waren das nicht zusammengerungelte Schlangen? Noch einen Schritt wagte ich mich vorwärts und stand nun mitten in dem verwünschten Schlosse. Was wie Schlangen aussah, waren Stricke und Tuae. An den Wänden hingen lange Spinnengewebe herab. Alles war voll Staub und Schmutz. Alte Bretter lagen umher und vertrocknetes Laubwerk. Und in der fernsten Ecke stand ein schwarzes Gestell. Was mochte denn das sein? Ich besah und befühlte es. Wo hatte ich doch das Gestell schon gesehen? Plötzlich fiel es mir ein. Ein Mann war vor ein paar Wochen im Stadtgraben ertrunken, und als man ihn aus dem Wasser gezogen hatte, da war er auf dieses Gestell

gelegt und davongetragen worden. Dies Gestell war die Totenbahre. Da faßte mich das Entsetzen. Ich taumelte rückwärts zur Tür hinaus. — — — In demselben Augenblicke hörte ich einen lauten Warnungsruf. Galt der gellende Schrei mir? Vielleicht kam der Zauberer durch die Luft geflogen. Mit äußerster Vorsicht schlich ich zurück zur Landungsstelle. Aber — das Boot war nicht da. Es lag am anderen Ufer, und Willi Thieß stand in seiner Nähe und winkte in einem fort mit der Hand. Und im nächsten Augenblick trat der Wallarbeiter ins Schiff und ruderte es zum Torhause.

Oh Gott! Nun war ich verloren. Nun war alles aus. Gefangen! Und Willi Thieß? Warum hatte er das getan?

Kaum war der Wallarbeiter verschwunden, als ich aus dem Gebüsch trat und Willi anrief. Er war auch ganz ratlos. Um besser Umschau halten zu können, hatte er das Boot wieder zum andern Ufer gesteuert und dort Wache gehalten. Aber da er mehr nach der Insel als auf den Weg geblickt, hatte er den herankommenden Wallarbeiter erst im letzten Augenblick bemerkt und nichts anderes mehr tun können, als aus dem Boote zu springen und mich zu warnen.

„Daß du mir keinem etwas davon sagst, daß ich hier gefangen bin!“ rief ich ihm zu und trat ins Gebüsch zurück, um von niemandem gesehen zu werden.

Ratlos durchstreifte ich noch einmal die Insel, um irgendwo eine Gelegenheit zum Fortkommen zu finden. Aber es war vergebens. Fast ohne es zu wollen, kam ich wieder zum Schloß zurück. Ein neuer Schauder faßte mich, als ich an die Totenbahre dachte; aber zugleich fiel mir auch der Haufen zusammengelegter Tawe ein. Gott

sei Dank, daß ich die gesehen hatte! Jetzt hatte ich doch ein Rettungsmittel. Ich überwand mein Grauen und raffte schnell zusammen, was ich an Stricken fassen konnte, nahm das dicke Bündel Tawe auf die Arme und ging zum Ufer zurück, wo Willi Thieß noch immer getreulich wartend stand. Er begriff sofort meinen Plan. Ich wollte ihm ein Ende des Tawes zuwerfen. Das sollte er an einem Baume festbinden, ich wollte mit dem anderen Ende daselbe tun und dann, an dem Tawe hängend, mich über das Wasser hangeln. Wenn nur der Strick lang genug war. Ich warf das eine Ende in weitem Bogen über das Wasser. Es fiel mitten in den Graben. Ich versuchte es wieder und wieder, es nützte nichts, meine Kraft reichte nicht aus. Endlich gab ich es auf. —

Es blieb mir wohl nichts anderes übrig, als hinüber zu schwimmen. Aber ob ich mit dem Zeuge so weit schwimmen konnte? Was würde die Mutter für einen Schreck bekommen, wenn sie meinen durchnähten Anzug bemerkte. — Ja, aber es war wirklich das einzige, was mir übrig blieb.

Ich machte Willi Thieß Schwimmbewegungen mit den Armen vor, um ihm meinen Plan mitzuteilen, aber er schüttelte energisch mit dem Kopfe und rief mir zu: „Du mußt dir ein Floß bauen! Stricke hast du, jetzt mußt du Bäume fällen!“ — Ja, ich hatte ja aber keine Art? — Ob im Schloß — —? Ich eilte durch die Büsche, die grüne Tür stand noch offen. Aber nein, in dem dunklen Raume, wo riesige Spinnenneze überall in den Ecken hingen, wo es so muffig roch, wo die Totenbahre stand, wo sicher die widerlichen Ratten hausten, nach einer Art suchen, das konnte ich nicht. Lieber hinüberschwimmen.

Wie ich wieder zum Ufer zurückkam, empfing mich ein lautes Freudengeschrei. Wohl zehn Spielgefährten, die ich alle kannte, standen bei Willi Thieß, der ihnen von unserm Abenteuer erzählt hatte. Sie winkten mit den Armen und trösteten mich und versprachen, mir zu helfen. Im Kreise setzten sie sich alle am Wege nieder und hielten Kriegsrat. Wenn ich doch hören könnte, was da gesprochen wurde!

Wohl eine Viertelstunde mochte ich gewartet haben, da standen alle zu gleicher Zeit auf, winkten mit der Hand, riefen mir ein paar Worte zu, die ich nicht verstand, und liefen eilig auf dem Wege davon. Auch Willi Thieß.

So! Nun war ich ganz allein. Jetzt erst fühlte ich die Einsamkeit der verzauberten Insel. So unheimlich still wars ringsumher. Schlich da nicht etwas heimlich durch die Büsche? Flüsterten da nicht Stimmen? Reungslos saß ich unter dichten Zweigen verborgen und wagte kaum zu atmen. Die Minuten schlichen dahin. Oh, wie lang wurde mir die Zeit! — — —

Auf dem Wege gegenüber fuhr ein Mädchen ihre Puppe spazieren. Dann kam nach einer Viertelstunde ein alter Mann, der sich vorsichtig auf einen starken Spazierstock im Gehen stützte. — In der Ferne rollten Wagen. Kinder lachten und lärmten. Eine Frau rief: Hein—rich! Hein—rich! — War das die Mutter? — Ein lautes Peitschenknallen. Rädergepolter. Enten schnattern da hinten auf dem Graben. Ein Fisch schnellst aus dem Wasser und ist im nächsten Augenblick wieder in der Tiefe verschwunden. Vom Turme schlägt es sechs Uhr. Hein—rich! Hein—rich!! — Das ist die Mutter. Sie ruft mich zum Kaffee. — — —

Ein lauter Pfiff gerade von gegenüber. Da ist Willi Thieß wieder. Ich richte mich auf. „Du mußt warten, bis es dunkel wird, dann wollen wir dich retten!“ rief er mir zu. „Wie wollt ihr das denn machen?“ frage ich, aber er ist schon wieder auf und davon.

Wieder bin ich allein. Wie langsam geht die Zeit hin, wie lang—sam! Ach, wenn es doch erst dunkel wäre, aber es dämmt kaum. Der Himmel bedeckt sich mit Wolken. Es fängt an zu tropfen. Ein paar Kindermädchen haben Wachstuchdecken über ihre Wagen gelegt und fahren rasch nach Hause. In der Ferne spielen Mädchen Kreis: „Es war einmal ein Mann, es war einmal ein Mann, es war einmal ein Mi—Ma—Mann, Mi—Ma—a—Mausemann — — —“ Plötzlich bricht das Singen ab. Es regnet stärker.

Immer noch allein. Alle Zweige sind naß und lassen bei der geringsten Bewegung Schauer von dicken, kalten Tropfen fallen. Da flammt in der Ferne die erste Straßenlaterne auf. Es wird dunkel. — — —

„Hein—rich! Hein—rich!“ ruft eine Frau weit weg. Ach Gott, wenn meine Mutter wüßte! — — —

Mein Zeug wird naß, trotzdem ich so geschützt stehe. Haben mich alle verlassen und vergessen? —

Vom Turme schlägt es sieben Uhr. Nichts regt sich mehr auf dem Walle. Nur weit weg hört man noch die Geräusche der Stadt. — — —

Aber was war das? Ganz in meiner Nähe ein leiser Pfiff! — Wer hat da vom Schlosse her gepfiffen? Eine furchtbare Angst erfaßt mich. Wenn nun doch der Zauberer nach Hause gekommen wäre! Da sah ich etwas Schwarzes sich durch die Büsche schleichen, gerade auf mich zu kommt es. — Laut schreie ich auf. Gellend und frei-

schend in höchster Angst tönt mein Schrei durch die Stille der Insel. „So, da bist du!“ sagte die schwarze Gestalt zu mir und steht nun neben mir, und im nächsten Augenblicke bin ich voll ungemessener Freude und falle der schwarzen Gestalt um den Hals vor lauter Jubel, denn es ist Willi Thieß. Und er nimmt meine Hand und zieht mich durch die Büsche nach der andern Seite der Insel, und da liegt ein Schiff, ein richtiges, großes, langes, schwarzes Boot, wie es die Wallaufseher gebrauchen. Und ich steige mit ihm hinein, und wir fahren auf dem Wasser dahin ganz lautlos und leise, und das Herz klopft mir vor Freude, und kein Wort vermag ich zu sprechen, und Willi lenkt das Schiff gerade auf das Torhaus zu, und hinter demselben stoßen wir ans Land und springen eilig hinaus. Er zieht das Schiff auf den Sand und kettet es leise fest, und auf den Zehenspitzen schleichen wir über den Hof und klettern über ein Statet und stehen auf der Straße und laufen, so rasch es geht, davon.

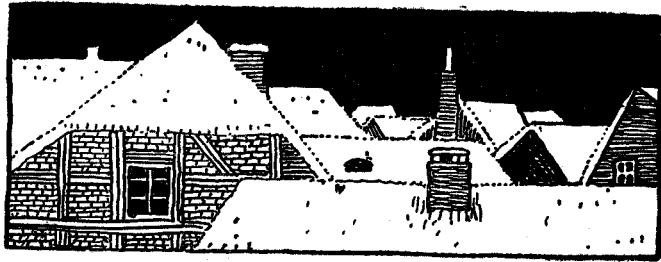
Natürlich rufen wir die andern. Ach, machten die verduzte Gesichter, als sie uns plötzlich erblickten! Ganz genau mußte Willi Thieß uns erzählen, wie er es angefangen hatte. „Willi! Ich schenke dir auch mein Briefmarkenalbum!“ rief ich ihm voll Dankbarkeit zu, als er geendigt hatte.

„Sag mal, mein Junge, kommst du eigentlich gar nicht wieder ans Haus?“ fragt da auf einmal eine tiefe Stimme neben mir. Der Vater wars. — Ich bekam einen roten Kopf und stotterte! „Ach, Vater, sei nicht böse, ich konnte nicht früher kommen.“ „So?“ sagte er, „Ihr habt wohl wieder Indianer gespielt? Ja, dabei vergeht ihr immer die Zeit.“ Ich drückte seine Hand und schmiegte mich an ihn und ging mit ihm nach Hause.

Die ganze Nacht träumte mir von der verzauberten Insel. — — — — —

Ob sie wirklich verzaubert war? —





6. Ein Brief aus Amerika.

Nun liegt der Schnee so hoch, daß die Kinder kaum zur Schule kommen können, und ein eisiger Wind heult ums Haus und stäubt Wolken von feinem Schnee von den Dächern.

Das Fenster in der Stube ist den ganzen Tag nicht abgetaut, trotzdem der kleine Kanonenofen in einem fort glüht.

Oh weh! Solch Wetter reiht ein Loch in die Feurung! — Und der Vater sitzt am Ofen und bläht in die Glut und wärmt seine steifgefrorenen Finger. Er ist eben nach Hause gekommen und hat sich noch nicht ganz durchgewärmt.

Ach, trotz der Kälte, trotz Schnee und eisigem Ostwind. — Der Vater hats gut! Kommt er heim, findet er eine warme Stube, eine heiße Tasse Kaffee und fröhliche Gesichter. Und die Mutter kommt mit der Lampe, und die Zeitung liegt auf dem Tische, und die Katze schnurrt, und der kleine Karl spielt Post — —

Aber heute morgen! — Da hatte der Vater einen dicken Brief zu bestellen, und der Umschlag war kreuz und quer mit einem Blaustifte beschrieben, so daß die Adresse kaum zu lesen war. Ja, der Brief hatte schon

eine weite Reise gemacht. Übers große Wasser war er gekommen, von Amerika.

Und der Vater hatte drei Treppen hinaufsteigen müssen, bis er unter das Dach des Hauses kam. Und dort oben in einer Bodenkammer wohnte eine alte Frau, die mochte schon an die siebzig Jahre alt sein. Im Zimmer wars kalt und der Ofen schwarz. Auf einer kleinen Petroleummaschine kochten Kartoffeln.

„Ein Brief aus Amerika! Frau Behrens!“ rief der Vater und hielt der alten Frau den Brief hin.

„Für mich?“ fragte sie ungläubig.

„Jawohl, an Frau Witwe Behrens. Hier stehts.“

Da nahm Frau Behrens den Brief und suchte nach einem Trintgelde und konnte keines finden, und suchte nach der Brille und fand auch die nicht, trotzdem so wenig Sachen im Zimmer waren. Und der Vater mußte den Brief öffnen und ihn der Alten vorlesen.

Und in dem Briefe stand: „Liebe Mutter! Ich glaube, es sind nun schon bald drei Jahre her, daß ich dir nicht geschrieben habe. Ach, ich habe viel erlebt: In den drei Jahren bin ich Soldat gewesen und habe einen langen und schweren Krieg mitgemacht, und jetzt liege ich hier in Newyork im Krankenhause, denn mir ist eine Kugel ins Bein geflogen, und das Bein wird wohl abgenommen werden müssen. Aber das ist auch nicht schlimm. Dann bekomme ich jährlich meine Pension und kann beinahe davon leben und komme wieder zurück nach Deutschland. Ach, wenn ich dich doch man noch mal sehen könnte! — Mutter, liebe Mutter! Lebst du noch? — — —“

Die alte Mutter aber war ganz bleich geworden und hatte in einem fort geflüstert: „Ja, ja mein Junge!

Noch leb ich, aber — komm bald, mein Junge! Komm bald! Sonst kommst du zu spät!“ — — —

Und der Vater hatte ihr leise den Brief in die Hand gedrückt und war still hinausgegangen. —

Ja, der Vater hat es gut. Der findet ein warmes Stübchen, der hat seine Kinder um sich, der braucht keine Briefe aus Amerika zu fürchten. — — Der hat es gut, trotz seinen blaugefrorenen Fingern. — — —



7. Von einem Sinken und wie es ihm auf dieser Welt erging.

Das erste, was er merkte, war ein starker Druck. Irgend etwas bedrängte und bedrückte ihn, und er konnte sich nicht rühren noch regen. Das einzige, was er bewegen konnte, war sein Schnabel, und mit dem stieß er fortwährend gegen eine Wand. Ach, wenn doch die Wand nicht gewesen wäre, die ihn überall umgab und ihm im Wege war! Er stieß mit dem Schnabel gegen die Wand, bis er ein kleines Loch hindurchgestoßen hatte. Hurra! Jetzt hatte er frische Luft! Aber was war denn das, was ihm half? Überall wurde an die Wand gepickt, und ehe er es sich versah, hatte die Wand einen Sprung bekommen. Jetzt konnte er sogar die Beine schon bewegen, und dann, nach einer halben Stunde, kroch er ganz aus seiner Eischale heraus und saß im weichen, mit Moos ausgepolsterten Neste und sah verwundert umher.

Überall war es grün. Große, grüne Lappen, viel größer als er selbst, hingen zu tausenden um den Platz, wo er sich befand, herum. Und auf dem Rande des Nestes saß — — Ja, wer mochte denn das sein? — Da saß ein großer Vogel, der freundlich „piep! piep!“ rief und sorgsam die Schalenstückchen aufpickte und zum Neste

hinauswarf. Und wer mochte wohl der andere Vogel sein, der fröhlich zwitschernd plötzlich herzugeflogen kam und ein langes, schönes Lied sang, so hell, so schmetternd, daß es dem eben aus dem Ei gekrochenen, nackten Vöglein fast zu laut klang?

Derwundert sah es umher, aber da fing es auf einmal an, ihm ungemütlich zu werden. Etwas, was tief drinnen in seinem Leibe saß, tat ihm weh, und weit riß er seinen gelben Schnabel auf, und er hätte wohl laut geschrien, wenn er das gekonnt hätte. Da flog einer von den großen Vögeln fort und kam nach wenigen Augenblicken wieder, und als dann der Kleine wieder seinen Schnabel vor Schmerz weit aufsperrte, da wurde ihm etwas hineingestopft, etwas Dickes, Weiches. Er mußte schlucken und schlucken, und — ein klein wenig ließ der Schmerz in seinem Leibe nach. Aber schon nach wenigen Minuten war er wieder da und kam wieder und wieder, und immer wieder stopfte einer der beiden großen Vögel dem jungen den Schnabel voll. Bis der Abend kam. Da wurde er zugedeckt, ganz weich und warm, und die Augen wurden ihm schwer, und er schlief ein.

Am andern Morgen, als die großen, grünen Lappen am Baume heller erglänzten, da sah der junge Vogel, daß noch zwei andere bei ihm im Nest lagen, die auch so nackt waren wie er, die mit ihm um die Wette die Schnäbel aufsperrten. Die Eltern, die ihn schon gestern gefüttert hatten, kamen heute den ganzen Tag nicht zur Ruhe und flogen hin und her und her und hin, um die drei hungrigen Kinder satt zu machen.

So gingen mit Füttern und Schlafen die ersten Tage hin, und die drei im Neste waren schon ein wenig gewachsen und hatten schon dann und wann einmal einen

kurzen Blick über den Rand des Nestes weg getan und hatten sich schon von den Eltern erzählen lassen, daß sie drei Geschwister waren, drei Buchfinkenkinder! Ihr Nest befand sich ganz versteckt an der Stelle, wo zwei dicke Äste aus dem Stamm einer uralten Kastanie entsprangen. Und die uralte Kastanie stand hinter der Gartenmauer in einem Pastorengarten. Der Pastor, der oft im Garten spazieren ging, war ein guter Mann, der keinem Vögelchen etwas zuleide tat. „Aber,“ erzählte die Mutter, „auf der Straße hinter dem Garten spielen oft Knaben, die gern mit Steinen werfen und uns noch lieber fangen und quälen würden, wenn sie uns nur kriegen könnten. Hütet euch vor ihnen, Kinder!“ — „Ja, wie sehen sie denn aus?“ fragten diese. „Ihr sollt sie schon noch zu sehen bekommen, wenn ihr erst fliegen könnt,“ antwortete die Mutter.

Aber das Fliegenlernen hatte noch lange Wege. Vorläufig waren ihnen kaum die ersten, winzigen Federchen gewachsen, und man sah noch an vielen Stellen die nackte Haut. Aber von Tag zu Tag wurden die Federn länger, die Schnäbel schmaler, die Augen kleiner und die Beine kräftiger.

Von Tag zu Tag wurden die drei Geschwister unruhiger im Nest.

Ja, am Tage war es schon wunderschön hinter den grünen Laubgardinen der alten Kastanie. Zuweilen kam eine ganze Horde Sperlinge, die tollten in dem Zweigwerk herum, schalten und bisßen sich und jagten sich halb aus Ernst und halb aus Spaß.

Vater und Mutter erzählten den Kindern von der großen, schwarzen Katze, die im Pastorengarten des Abends herumschlich, vom Igel, der so gern Vogeleiter und junge

Vögel fraß, und von dem großen Jagdhunde des Pastoren, der aber nur bellte und nie biß.

Aber ängstlich wurde ihnen, wenn sie von Sperbern und Habichten erzählen hörten, die aus der Luft herab auf die Vögel stoßen und sie zerkrallen und nackt rupfen und dann auffressen. Und unheimlich wurde es, wenn die Nacht kam, wenn sie halb schon im Schlafe allerlei seltsame Geräusche hörten und mitunter spürten, wie das Herz der Mutter stärker klopfte und lauter schlug aus Angst und Sorge um die Kinder. — — —

Eines Tages sagte der Vater einmal leise zu der Mutter: „Ich glaube, wir können es schon einmal versuchen.“ Die Mutter sah ihre drei Kinder zweifelnd an. Aber diese hatten erraten, wovon die Eltern sprachen, und riefen: „Oh ja! oh ja! lehrt uns fliegen, wie ihr fliegen könnt. Wir wollen auch gut aufpassen.“ Der älteste von ihnen, der zuerst aus seiner Eischale gekrochen war, stieg kühn auf den Rand des Nestes, schlug kräftig mit den Flügeln und — — — war plötzlich verschwunden, ehe der Vater herzufliegen und ihn zurückhalten konnte. Mit Gesichtern voll Schrecken saßen die Eltern da und wagten nicht sich zu rühren. Dann hörten sie aus der Tiefe ein klägliches „Piep! Piep!“ — „Bleibt still im Neste, bis ich wiederkomme!“ rief die Mutter ihren zwei Kindern zu, dann schwang sie sich hinab in die Tiefe, um ihr gestürztes Kind zu suchen. Der Vater folgte ihr sogleich.

Mitten auf einem geharkten Wege lag der Kleine und konnte nicht von der Stelle. Von allen Seiten besahen ihn die Eltern, bis sie den Schaden fanden. „Er hat ein Bein gebrochen,“ sagte der Vater leise zu der Mutter. „Da ist nichts zu machen. Er wird wohl sterben.“ Ach, wie traurig wurde die Mutter, als sie das

hörte. Gerade ihr Liebling war es, der aus dem Neste gestürzt war. Sie fing Fliegen für ihn, sie suchte ihm Körnlein und pflegte ihn, so gut sie konnte.

Da kam auf einmal etwas durch die Büsche geraschelt. Zwei große Augen sahen auf den jungen Buchfink hernieder, ein großes Maul tat sich auf. Erschrocken flogen die Alten davon. Und der Kleine, der sich nicht zu rühren vermochte, dachte: „Das ist die Kaze! Das ist die Kaze! Jetzt wird sie dich fressen!“ Ängstlich duckte er sich nieder. Aber es war nicht die Kaze, sondern der große Hund des Pastors, der ja keinem Vöglein ein Leid tat. Er beschnupperte den jungen Buchfink von allen Seiten, und als er sah, daß der nicht davon flog, kam ihm das wohl merkwürdig vor. Er fing an laut zu bellen. Da näherten sich Tritte, und der Pastor, der gerade im Garten spazieren ging, kam herzu und befah neugierig die Gruppe. Seine goldene Brille schob er auf die Stirn, er bückte sich, faßte langsam und vorsichtig das junge Vöglein und nahm es in die Hand. „Oh weh! oh weh! du armes Tierchen!“ sprach er mitleidig. „Du bist wohl aus dem Neste gefallen und hast ein Bein gebrochen. Das ist eine schlimme Geschichte.“ In beiden Händen trug er das Vöglein vorsichtig dem Hause zu.

Die Eltern flogen ihm nach und piepten laut, um ihr Kind zu trösten. Als sich die Tür hinter ihm geschlossen hatte, kehrten sie zu ihrem Neste zurück und erzählten, was sie gesehen hatten. Ja, heute war ein Unglückstag. Sie wollten doch das Fliegenlernen noch ein paar Tage aufschieben.

Niedergedrückt saßen sie alle beieinander und warteten, bis die Mittagshitze vorüber war. Da hörte auf einmal der Vater auf und sagte: „Die Stimme kommt mir

bekannt vor. Was mag das für ein Piepen —^o Aber er sprach den Satz gar nicht zu Ende, in weiten Sähen flog er durch den Garten der fernen Stimme nach. Die Mutter folgte ihm sofort.

Das rufende Piepen kam aus dem Pastorenhaufe. Ja, es war die Stimme ihres Ältesten. Die beiden Alten setzten sich auf die Spitze eines Syringenbaumes und sahen aufmerksam zum Dache hinüber, aber sie konnten den Rufer nicht erblicken. Sie antworteten ihm beide, so laut sie nur konnten. Und als er wieder rief, merkten sie, daß sein Rufen aus einem offenen Fenster tönte. Sofort flog die Mutter auf die Fensterbrüstung und lugte vorsichtig ins Zimmer. Oh welche Freude! Dicht am Fenster stand ein großer Tisch, und mitten darauf lag ein Klumpen Watte, und darin ihr Kind, und eine Untertasse voll Milch und Zwieback stand daneben. Als der junge Buchfink seine Eltern erblickte, schlug er vor Freude mit den Flügeln und rief ihnen zu: „Kommt nur ruhig herein! Hier tut euch niemand etwas! Ich bin allein im Zimmer!“ Und als die Alten den Mut fanden, bis auf den Tisch zu fliegen, sahen sie, daß das gebrochene Bein mit zwei Schwefelhölzern und einem Zwirnsfaden gesichert war. — „Ach, hab ich Hunger!“ rief der Kleine. Sofort flog die Mutter herzu und fütterte ihn, und der Vater schwang sich hinaus in den Garten, um eine fette Raupe zu suchen. So fütterten sie ihn beide, und es kam ihm vor, als wäre er noch im Neste. Nur die grünen Blättergardinen fehlten ihm.

Und als er satt war und die Eltern wieder zum Neste flogen, da trug er ihnen viele Grüße auf an die Geschwister.

Nun saß er wieder allein auf dem großen Tische

und sah zum Fenster hinaus und hörte draußen die Vögel singen, aber er konnte sich nicht bewegen. Nur wenn er stark mit den Flügeln schlug, kam er mühsam vorwärts. Das war sehr schmerzhaft und langweilig. „Ach, wenn doch erst das Bein wieder heil wäre!“ Dann kam wieder der Hunger. Er rief. Die Eltern kamen und fütterten ihm wieder und zeigten ihm, wie man aus der Untertasse das Brot pickt. Und dann kam der Abend, und die Eltern flogen davon, und die Tür ging auf, und der Pastor trat leise herein. Das kleine Vogelherz auf dem Tische klopfte wieder stark. Als der Pastor gesehen hatte, daß alles in Ordnung war, ging er leise hinaus.

Und die Nacht kam, und der Kleine schlief und träumte vom Neste und den Geschwistern und von fetten Raupen und vom Fliegen. — — —

Die Tage gingen dahin. Der kleine Fink gedieh, und das gebrochene Bein heilte und wurde kräftig, und die Eltern kamen und fütterten ihn, bis er gelernt hatte, selbst sein Futter aufzuspicken. Da kamen sie immer seltener, denn sie hatten jetzt zu viel mit ihren andern Kinderchen zu tun, die sollten ja das Fliegen lernen. Es wurde die höchste Zeit. Auch der kleine Fink im Pastorenhaufe lernte das Fliegen ganz allein. Er flatterte vom Tisch auf die Erde, von der Erde auf einen Stuhl und von da wieder zurück auf den Tisch. Und dann hinauf auf den Spiegel und von da aus auf den Gardinenkasten am Fenster. Nur zum Fenster hinaus wagte er sich nicht.

Eines Abends, als er schon wieder auf seiner Watte saß, kam der Pastor, nahm ihn behutsam in die Hand und untersuchte das franke Bein. Der Zwirnsfaden wurde

abgewickelt, die Schwefelhölzchen abgenommen, und nun war das Beinchen wieder geheilt.

Am andern Morgen kam es ihm zuerst gar ungewohnt vor, ohne Schienen zu hüpfen, aber er gewöhnte sich schnell daran, und am Nachmittage konnte er schon beide Beine gleich gut gebrauchen. Er wurde von Stunde zu Stunde dreister und flog oft zwei-, dreimal durch die Stube, ohne sich ausruhen zu müssen.

Als dann nach einigen Tagen die Sonne einmal besonders hell schien, saß er auf der Fensterbank und hörte unten im Garten die Vögel herumfliegen. Da wurde sein Herz voll Sehnsucht nach den grünen Bäumen, und er dachte: „Ach, wie würden sich die Eltern freuen, und was würden sie wohl sagen, wenn du auf einmal ins Nest geflogen kämst!“

Und immer heißer wurde es ihm ums Herz. Er schlug vor Freude mit den Flügeln, er hüpfte von einem Bein aufs andere, und dann — und dann gab er sich einen Schwung und sauste hinab in den Garten, schräg durch die Luft abwärts gerade in den Springenbaum hinein. Glücklicherweise hatte er einen Zweig mit den Füßen erwischt. Ihm klopfte vor Freude und Schreck das Herz zum Zerpringen.

Oh, wie schön war es hier. Er ruhte sich einen Augenblick aus, dann flog er weiter bis auf die Spitze eines Lebensbaumes, und laut klang sein Plink! plink! durch den Garten. Vom Lebensbaume flog er mitten auf einen Rasen, da pickte er ein Goldkäferchen auf und hätte wohl noch lange herumgesucht nach Käfern und Würmern, wenn er nicht solche Sehnsucht nach der alten Kastanie gehabt hätte. Er sah sie jenseits des Rasens dicht an der Gartenmauer stehen. Einen ihrer dicken

wagerechten Äste suchte er sich als Ziel aus, und mit vielen schnellen Flügelschlägen flog er gerade darauf zu. Ach, wie herrlich war das Fliegen! Etwas Schöneres konnte es gar nicht geben. Von einem Aste hüpfte er zum andern und blickte überall nach dem elterlichen Neste umher. Aber er fand es nicht. Er suchte die ganze Kastanie ab und fand es nicht. Er rief und rief, und niemand antwortete ihm. Da flog er wieder hinab in den Garten und sah den alten Pastor spazieren gehen. Der Buchfink flog ihm auf die Schulter und rief: „Piep! Piep!“ Der Pastor ließ ihn ruhig sitzen. Er erkannte ihn wohl wieder und freute sich über die Dankbarkeit des Tieres. Als er langsam in die Nähe des Hauses kam, verließ ihn der Buchfink und flog zur Kastanie zurück und hörte nicht auf zu rufen bis zum Abend.

Da endlich wurde er gehört. Die Eltern und Geschwister, die den ganzen Tag über fortgewesen waren, kamen nun zurück und führten ihn zum Neste in der Astgabel. Nun war noch einmal die ganze Familie zusammen. Am andern Tage flog der eine hier-, der andere dorthin. Nur die Mutter nahm ihren Ältesten mit, um ihm ein paar gute Futterplätze zu zeigen. Sie führte ihn zu einer Laube im Garten, wo jeden Morgen Krumen zu finden waren, sie führte ihn ins Gebüsch, wo es unter trocknen Blättern allerlei kleine Tierchen zu schmausen gab, sie flog mit ihm zu einem Schulhose, wo die Kinder, wenn sie draußen ihr Frühstück verzehrt hatten, manches Stück Brot achtlos fallen ließen, sie machten zusammen Ausflüge auf die Felder und fraßen den Samen von allerlei Unkräutern, sie nahm ihn mit auf die Jagd am sonnigen Waldrand. Da waren Baumstümpfe, worauf sie sich setzten und ausruhten und auf die vorbeistie-

genden Goldfliegen und Käfer achteten. Die wurden im Fluge gefangen. Und immer wieder kehrten Mutter und Sohn zurück auf ihre Baumstümpfe und freuten sich der lustigen mühelosen Jagd am sonnigen Waldsaume.

So ging der Sommer dahin, und die schönste Zeit des Jahres, die Zeit der Bucheckern kam. Dies war ein wochenlanges Fest von morgens früh bis abends spät. So eifrig waren alle dabei, und so schön schmeckten ihnen die Früchte, daß mancher in Gefahr kam, von einem Raubvogel erspäht oder von einem flinken Wieselchen überrascht zu werden.

Aber wie alles vorübergeht, so auch die Zeit der Bucheckern, und der Winter stand auf einmal vor der Tür. Die Bäume hatten längst ihre Blätter verloren, und manchen Buchfinken wurde es zu kalt, und sie machten sich auf die Reise nach einem warmen Lande. Die buntesten und größten aber lachten über die Feiglinge und blieben da.

Ja nun kamen traurige Zeiten. Der Frost spaßte nicht, und manchmal war es bitter kalt. Aber die Kälte war doch noch nicht das Schlimmste. Als weißer Winterschnee weich und warm Feld und Wald verhüllte, da kamen die härtesten Tage. Da kehrte unser Fink zurück zur Stadt und achtete, so oft er konnte, auf die Fenster der Häuser und vor allem auf die Hoftür im Pastorenhause. Er flog herbei, wenn die Hühner und Tauben gefüttert wurden, und biß sich mit den frechen Späßen herum und mußte ständig auf der Hut vor der Kaze sein.

Dann kam Tauwetter, und die weiße Herrlichkeit des Winters schmolz dahin. Da machte er sich wieder auf in den Wald, um noch ein paar übrig gebliebene Bucheckern zu finden. Wie erstaunte er aber, als er mitten

im Walde den schönsten Futterplatz fand, der sich nur denken ließ. Hunderte von Bucheckern lagen auf dem Waldboden, und wohl zehn oder zwanzig Vögel waren dabei und fraßen und schmauften nach Herzenslust. Wie der Blitz war unser Fink mitten unter ihnen. Lange, lange hatte es ihm nicht so gut geschmeckt. Endlich war er satt. Er flog auf den nächsten Busch, um seinen Schnabel zu putzen. Da merkte er plötzlich, daß er seine Beine nicht mehr bewegen konnte. Sie waren an dem Zweige, worauf er saß, festgeklebt. Er schlug vor Angst mit den Flügeln, um los zu kommen, er verlor das Gleichgewicht und schlug hinten über. Auch seine Flügel klebten fest, sowie sie den Zweig berührten. Hilflos hing er da. Wie ihm erging es auch anderen. Da trat ein Bauer herzu, eine dampfende Pfeife im Munde, der ergriff die gefangenen Vögel und steckte sie in ein Vogelbauer. Dann ging er mit ihnen heim.

Oh weh! Was war nun mit ihnen geschehen? Sie wurden in eine kahle Stube gebracht. In einer Ecke stand ein kleiner Kanonenofen, der über und über glühte, so daß eine Hitze zum Sticken in der Stube war. Die Wände waren von oben bis unten mit Vogelkäfigen bedeckt, und fast in jedem dieser kleinen Gefängnisse saß ein Vogel. Das zwitscherte und piepte und schnalzte durcheinander, daß keiner etwas verstehen konnte. Auch die neugefangenen Vögel wurden in Käfige verteilt und an die Wand gehängt. Der Vogelhändler gab ihnen Wasser und Futter und bekümmerte sich nicht weiter um sie. Wild flatterten einige gegen die Stangen, andere saßen still und teilnahmslos da, wieder andere blickten sich neugierig um.

Draußen hatte es wieder zu schneien begonnen. Durch das Fenster sah man zahllose Schneeflocken herumwirbeln.

Ja, da war es freilich angenehm im warmen Zimmer zu sitzen, und Futter und Wasser waren auch reichlich da — — Es fehlte ihnen eigentlich gar nichts, nur die Freiheit. — —

Am andern Tage wurden alle Käfige von der Wand genommen, zu einem großen Kasten zusammengestellt und vom Vogelhändler fortgetragen.

In ein großes, rotes Haus trug sie der Vogelhändler, und hinter dem Hause war ein Feuerwagen mit einem Schornsteine, der rauchte und puff! — puff! sagte, und in eine dunkle Stube wurden die Vögel gestellt, und dann piff der Feuerwagen laut und schrill, und die Stube fing an sich zu bewegen, und nun mußten die Vögel mit dem Feuerwagen in die weite Welt hinein reisen.

Endlich hielt der Zug. Der Vogelhändler nahm seinen großen Vogelkasten wieder auf den Rücken und trug ihn davon. Ja, nun waren sie in einer großen Stadt. Elektrische Straßenbahnen fuhren an ihnen vorbei, Droschken jagten, neugierige Menschen betrachteten die Vögel. Orgeldreher begegneten ihnen und ein Dudelsackpfeifer. Sogar einen Affen, der Kunststücke machen konnte, sahen sie.

Es war Jahrmarkt in der Stadt, und mitten im dichtesten Marktgewühl trug der Händler seine Vögel, bis er unter einem Bogen am Rathause Halt machte und die Vögel zum Verkaufe ausstellte.

Nun blieben viele Vorübergehende stehen und besahen die zahllosen, flatternden, gefangenen Vögel.

Eine alte Dame besah den Buchfinken von allen Seiten. „Der gefällt mir!“ rief sie, „der steht gerade aus wie mein Hans.“

Er wurde verkauft. Ei, in welcher herrliches

Zimmer wurde er gebracht! Was für ein großes Fenster war darin. Man konnte durch dasselbe in einen Garten sehen, so groß wie der Pastorengarten, nur nicht so schön wie er.

Der Buchfink wurde in einen goldenen Käfig gesteckt und bekam das schönste Futter und das klarste Wasser, aber er saß traurig auf seinem Stod.

So gingen ihm die Tage hin. Lange Zeit noch war der Garten draußen in Schnee gehüllt. Dann kamen die ersten schönen Frühlingstage. Die alte Dame, die eben so gut zu dem Buchfinken war wie der Pastor, bekam Besuch. Ein kleines Mädchen von sieben oder acht Jahren trat ins Zimmer und war sehr artig und freundlich mit der alten Dame. Sie tranken zusammen Kaffee und aßen Kuchen dazu, und die Sonne schien so hell und warm ins Zimmer, daß die alte Dame das Fenster weit öffnete, um die frische Osterluft herein zu lassen. Draußen zwitscherten die Vögel.

Das kleine Mädchen trat zum Vogelbauer. Der Buchfink aber, der es noch nicht kannte, flatterte gegen die Stangen. „Männi! Männi!“ rief die alte Dame, „sei nur ruhig! Warte, ich hole dir etwas, damit du auch merkst, daß der Frühling kommt!“ Damit ging sie hinaus, um ein wenig Grünes zu holen. —

„Männi! Männi!“ rief das kleine Mädchen, welches nun allein im Zimmer blieb. Sie steckte einen Finger durch die Stangen, da wurde der Vogel noch ängstlicher. — „Ich tue dir ja nichts! Komm nur her!“ Sie wollte den Vogel streicheln und öffnete die Tür. Sie griff nach dem Vogel, der flatterte hin und her, bis er, in die Enge getrieben, an ihrem dünnen Arme vorbei ins Zimmer flog, und dann durch das offene Fenster in den Garten.

Gott sei Dank! nun war er frei, nun konnte er fliegen, wohin er wollte, nun konnte er wieder zurück nach seiner Heimat.

Und er flog davon und kümmerte sich nicht um das Weinen des kleinen Mädchens und um das Schelten der alten Dame. Er flog davon und hörte nicht eher wieder auf, als bis er die Stadt weit hinter sich hatte.

Aber wie nun zurückfinden? — Als er sich ausgeruht und sich Würmer und Käfer gesucht hatte, erhob er sich hoch in die Lüfte, so hoch, daß ihn kein Mensch mehr sehen konnte, und so flog er der Sonne zu. — Als der Abend kam, war er wieder daheim.

Alles war noch wie früher. Er schlief im alten Neste.

Als er am andern Morgen erwachte, kam ihm alles wie ein böser Traum vor. Er suchte alte Bekannte wieder auf, er flog im Garten hier- und dorthin. Er glaubte sterben zu müssen vor lauter Freude, so glücklich war er in der alten Heimat, dazu war das schönste Frühlingswetter!

Und siehe da! Sieh da! Da rauschte es in den Lüften: die alten Gefährten kehrten auch zurück aus dem warmen Lande.

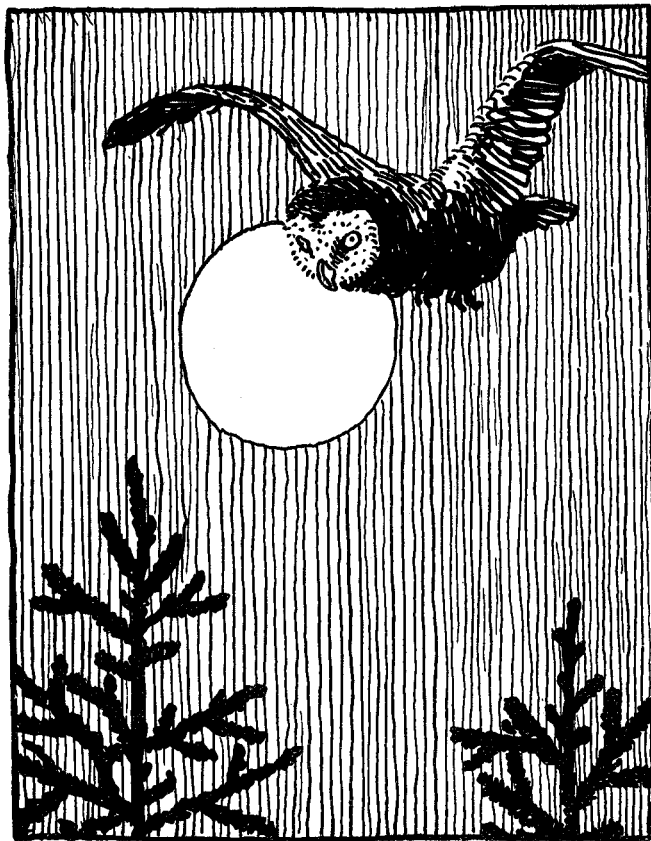
Nun war die Freude erst recht groß! In seiner Kehle jauchzte es hell auf, und sein erstes lautes Frühlingslied ließ er hinaus schallen in den wunderbaren Frühlingsmorgen, und von allen Zweigen bekam er Antwort.

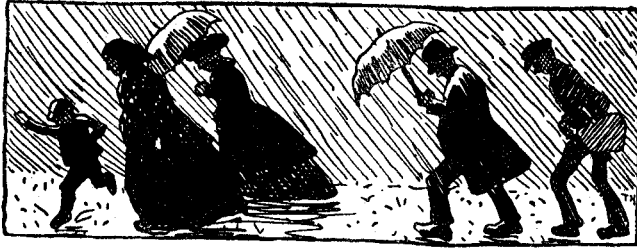
„Zizizwillwill zespuzia!“ jubelte es allerorten, und er glaubte vergehen zu müssen vor lauter Freude und Frühling und Glück.

Und wie er so auf seinem Zweige saß und seine Lieder hinaus schmetterte, da stieß von oben ein Raub-

vogel hernieder, packte ihn mit seinen Krallen und trug den Wehrlosen auf den nächsten Baum und fraß ihn auf.
Armer, armer Sint!

Zizizwillwill zespuzia!





8. Was der Vater erzählte, als es draußen schlechtes Wetter war.

Hört ihr, wie der Sturm um die Mauern faust und die Äste und Zweige der Bäume im Garten schüttelt, so daß sie brechen und zur Erde fallen?“ Seht ihr, wie die Wolken am Himmel dahinjagen, dicke und schwere Regenwolken? Ach, wo ist unsere liebe, gute Sonne geblieben, die so manchen Tag vom blauen Himmel herunterschien? Versteckt hinter den Regenwolken, die den Himmel verdecken, oder wohl gar schon untergegangen, denn es fängt an zu dämmern.

Und als ihr aus der Schule kamt mit verwehten Haaren, kalten Fingern und nassen Stiefeln, da hieß es: Schnell die Schuhe ausgezogen! Den nassen Mantel aufgehängt! Und dann tratet ihr in die warme Stube und erwärmtet die verklammten Hände. Ja, in der Stube hier ist's gemütlich. —

Es dämmert, es dunkelt, und bald kommt die Nacht. Kaum kann einer noch das Gesicht des andern erkennen. Es ist Zeit, die Lampe anzuzünden.

Da öffnet der Vater, der im Lehnstuhl am Ofen sitzt und schweigend seine Pfeife geraucht hat, die Ofentür,

und siehe da: Das Feuer im Ofen kann nicht nur wärmen, es kann auch leuchten. Hell fällt der Schein der glühenden Kohlen auf die Zimmerwand, so daß die Kinder sogar das Muster in der Tapete erkennen können. Seht nur, wie unsere alte, breite Kommode glänzt und glühert, das sieht ja aus, als wäre sie vom Tischler frisch aufpoliert. Fröhlich sieht auf der Erde und macht im hellen Feuerschein ein Schattenspiel: Ein niedliches Kaninchen hüpfte an der Wand dahin und frist und macht Männchen. Da läßt der Vater mit seinen Händen ein großes Krokodil auf das Kaninchen lospringen, und es beginnt eine Jagd an der Wand, das Kaninchen springt, und das Krokodil schnappt. Die Kinder lachen und jubeln, bis endlich das Krokodil das Kaninchen aufgefressen hat.

Nun kommt auch die Mutter ins Zimmer und fragt: „Soll ich auch die Lampe bringen?“ „Oh nein! Oh nein!“ rufen alle. „Wir brauchen sie noch nicht.“ Auf die Ofenplatte legt die Mutter Äpfel, die fangen bald an zu puffen und zu zischen und setzt sich auch mit in den Kreis um das Feuer.

Da sitzen nun alle, und es ist einen Augenblick ganz still im Zimmer und nichts zu hören als das Ticken der Uhr, das Knistern des Feuers und das Heulen des Windes da draußen. — „Bitte, Vater, eine Geschichte!“ sagt Erna, und die andern drei Kinder stimmen ein: „Oh ja! oh ja! Eine Geschichte, Vater! Bitte, erzähl uns eine Geschichte!“ — Der Vater im Lehnstuhl hat in die rote Ofenglut gestarrt und blickt nun verloren über die Köpfe seiner Kinder und dann wieder in das Feuer und sagt: „So wie ihr jetzt um mich herumsetzt dicht am Feuer und auf das Heulen des Windes hört und wie die Bratäpfel im Ofen schmoren, so hab auch ich, als ich so alt war wie ihr, oft

zu Hause bei meinem Vater gessen und ihn um eine Geschichte gebeten. Und euer Großvater hatte schon als Kind viel erlebt, und manches, was jetzt in euren Büchern steht aus der Franzosenzeit, hat er mit eignen Augen gesehen und eignen Ohren gehört. Und Großmutter, die dann mit ihrem Spinnrade dabei saß, hat oft mit dem Kopf genickt und ab und an ein Wort dazwischen geworfen und sich gefreut, daß die schreckliche Zeit vorüber war. Ja, das waren die schönsten Stunden, die ich als Kind erlebt habe, die Stunden, in denen der Vater aus alten Zeiten, und wie es draußen in der Welt aussah, erzählte. Sonst bin ich auch nur einsam aufgewachsen, und ihr wißt ja schon, daß das Haus der Großeltern weitab von allen Menschen mitten in einer einsamen Heide lag. Und quer durch die Heide schlängelte sich ein breiter, sandiger Weg mit tief ausgefahrenen Wagenspuren. An dem Wege hat unser Haus gelegen, und dicht vor der Haustür hat eine dicke, weiße Birke gestanden, die das ganze Dach überragte und im Sommer den Weg beschattete. Und selten kam ich von Hause fort. Ich war ganz allein und hatte keine Spielgefährten. Nur in der Schule bekam ich fremde Kinder zu sehen. Und der Schulweg war lang und einsam, zwei Stunden brauchte ich und mußte ihn zum größten Teile allein machen. Nur im Winter, wenn der Schnee zu hoch lag oder der scharfe Ostwind zu eisig über die kahle Heide blies, brachte der Vater mich im Wagen oder Schlitten hin.

Aber so einsam es auch bei uns zu Hause war, langweilig war es nie. Unter der Birke saß ich und spielte auf der Handharmonika oder schnitzte mir ein Vogelbauer oder schälte Kartoffeln für die Mutter. In die Heide lief ich, um Vögel zu fangen, die Schafe zu hüten, dem Vater

Essen hinauszubringen, um Holz oder Torf zu holen.

Aber das wurde alles anders, als ich konfirmiert war und in die Stadt sollte, um ein Geschäft zu lernen.

Es war ein trüber, nebliger Herbstmorgen, als euer Großvater den Aderwagen aus unserer Scheune zog und zwei dicke Strohsäcke und meinen schweren Holzkoffer mit dem starken Vorhängeschloß darauf packte. Einen dicken Wollschal um den Hals gebunden, war ich aufgestiegen, und die Mutter stand in der Haustür und wuschte sich mit der Schürze die Augen und winkte mit der Hand und rief einmal über das andere: 'Adieu! Adieu Johannes! Bleib brav und gut!' — Und ich saß gedrückt und traurig auf dem Strohsack und hatte gar keine Freude an der Reise.

Endlich war alles fertig, auch der Vater stieg auf. 'Adieu Johannes!' rief die Mutter mir nach, schwer lag der Nebel über der weiten Heide, und die Birke, meine liebe Birke, unter der ich so manches Mal gespielt hatte, bewegte ihre Zweige und schüttete eine Flut kleiner, trockener, gelber Blätter über mich. Ja, es war die Zeit des Blätterfalls, und der Vater rief: 'Hüh!' und der Gaul, unsere alte, gute Braune, die nie schlug oder biß oder durchging, zog langsam an, und der Wagen rumpelte und pumpelte durch den Nebel auf dem schlechten Wege dahin. Immer wieder drehte ich mich um, immer undeutlicher wurden Haus und Baum. Ach Gott! Jetzt ging es in die weite Welt hinaus! — Neben mir auf dem Strohsack lag ein kleines, gelbes Blatt. Das war noch eins von den Blättern meiner Birke. Ich steckte es als Andenken an die Heimat in meine Brieftasche.

Nach fünf Stunden kamen wir in die Stadt. Die vielen Menschen! Die schönen Häuser! Meine neue Stelle!

Meine viele Arbeit! Die Augen schmerzten mir vom vielen Sehen, das Herz tat mir weh vor Heimweh. Aber mein Lehrherr, der alte Kaufmann Müller, war streng und ließ mir keine Zeit zum Grübeln, und es war ein langer Tag, den ich hinter dem Tresen und im Packeraum zubringen mußte. Aber des Abends, wenn ich zu Bett gehen sollte und in meine Kammer kam und sah in der Ecke den Koffer stehen, dann packte mich das Heimweh so stark, daß ich vor Schmerz und Kummer meinte vergehen zu müssen, und dann, wenn mich niemand sah, nahm ich die Brieftasche heraus und besah das kleine, gelbe Birkenblatt, das Andenken an die Heimat, und ich sah wieder das Elternhaus vor mir. Ich hörte den Wind in den Zweigen rauschen und sah den Vater mit der Mutter am Feuer sitzen. Ob sie an mich dachten? Ob sie von mir sprachen? — Ich saß auf meinem Koffer und hielt das Blatt in der Hand und sann und träumte von daheim, bis der Lichtstumpf herabgebrannt war und plötzlich verlöschte. Dann schreckte ich auf aus meinen Träumereien und verschloß im Dunkeln wieder den Koffer und ging zu Bett und vergrub meinen Kopf in die Kissen, bis ich endlich mit nassen Augen einschlief. — —

Die Tage gingen hin und die Monate und die Jahre auch. Und dann hatte ich ausgelernt. Und eines Abends saß ich mit heißem Kopfe auf meiner Kammer und packte den Koffer und legte ein paar Geschenke für die Eltern hinein und hielt in meiner Hand das trockene Blatt von unserer Birke, und wieder kam die Erinnerung an die Heimat und machte mir das Herz heiß, und vor Ungeduld und Erwartung konnte ich nicht schlafen. Und am andern Morgen fuhr ich zurück und weinte und lachte vor Freude. — Die Mutter war runzlicher und der Vater weißer ge-

worden. Und ich mußte erzählen, wie es mir ergangen war, und zeigte der Mutter das Birkenblatt in meiner Brieftasche, und die Zweige unserer Birke sahen durchs Fenster und winkten und nickten, als freuten sie sich, daß ich ihr Geschenk so treu bewahrt. Acht Tage war ich im Elternhaus. Alle altbekanntnen Plätze suchte ich auf. Und dann kam wieder ein Abschied.

Noch weiter gings hinaus in die Welt: über das große Wasser bis nach Amerika! Ach, das war eine andere Reise als damals in die Stadt. Und auf der langen Fahrt und während der ganzen Zeit im fernen Lande, war als Andenken an zu Hause das Birkenblatt bei mir. Als mich das Fieber schüttelte und ich wochenlang krank und verlassen war, hat es mich getröstet, über manche traurige Stunde hat es mir hinweggeholfen, und in mancher fröhlichen habe ich es hervorgeholt und mit frohem Herzen an daheim gedacht.

Und dann kam eines Tages ein Brief, ein Brief mit schwarzem Rande. Euer Großvater war gestorben, und Großmutter stand nun ganz allein. Und ich konnte nicht kommen, ich konnte nicht einmal meinem toten Vater das Geleit geben. Ich saß und hielt das kleine, trockne Birkenblatt in den Händen und weinte um den Gestorbenen und um die Mutter, die nun ganz einsam geworden war. — —

Und Jahre gingen hin, und endlich konnte ich zurück. Und wieder packte ich den Koffer und packte manches teure Andenken an Amerika mit hinein und gar manchen harten, sauerverdienten Taler und reiste zurück. Und an meinem Herzen in der Brieftasche reiste das trockne Birkenblatt mit zurück.

Und als ich ankam im Heimatshafen, wurde mir wieder ein Brief gebracht, und in dem Briefe stand viel

Unglück: Das einsame Haus in der Heide war abgebrannt schon vor vielen Wochen, und meine alte gebrechliche Mutter hatte sich nicht vor den Flammen retten können. — — —

So rasch ich konnte, eilte ich hin. Ein Schutthäufen ragte, wo ich so manches Jahr gelebt hatte. Nun war alles kahl geworden. Auch meine Birke war nicht von den gierigen Flammen verschont geblieben. Ein verkohlter Stumpf war allein von ihr übrig geblieben. — Und weit weg auf dem einsamen Kirchhofe ruhten Vater und Mutter in der kühlen Erde.“ — — — — —

Der Vater schwieg, und die Kinder schmiegt sich an ihn. Und dann nahm der Vater aus einer alten, unmodernen Ledertasche mit Perlenstickerei ein Stück Papier, worauf ein trocknes Blatt geklebt war, und zeigte es den Kindern im Schein des Feuers und sagte: „Seht, Kinder, das ist es.“ Und die Kinder betrachteten es sinnend, und keins sprach ein Wort. — — —

Und dann brachte die Mutter die Lampe.



9. Hans, eine Krähengegeschichte.

Es lag ein dunstiger Spätherbstmorgen auf der Erde. Ein kaltes, feuchtes Wetter hing vom Himmel herunter. Der Nebel tropfte von den Zweigen, und vor lauter Dunst waren die Wolken gar nicht mehr zu erkennen.

Die weite Marsch mit ihrem Ridelwerke und ihren langen, geraden Gräben lag wie im Schlafe. Durch den Nebel hörte man das Brüllen der letzten Kühe, die noch draußen waren. Sie waren in den ersten, warmen Matagen auf die Weide getrieben worden und hatten den ganzen Sommer Tag und Nacht im Freien verlebt. Aber jetzt mochte es ihnen zu kalt sein. Sie sehnten sich wohl nach dem warmen Stalle.

Ein vierzehnjähriger Bauernjunge ging mit schweren, starken Schritten auf dem langen, schmierigen Deiche dahin. Der dicke Lehm klebte in Klumpen an seinen Holzschuhen. Wie mühsam war das Gehen auf dem aufgeweichten, glitschigen Boden. Er sollte die brüllenden Kühe hereintreiben. Ein schmaler Fußpfad führte vom Deiche abwärts in die Marsch. Vorsichtig ging er in seinen schweren Schuhen hinunter. Und hätte er nicht eine lange Stange in den Händen gehalten, er wäre wohl gar gerutscht und zu Fall gekommen. Da lag ein schweres

Eichenbrett über einem Graben. Große Büschel vertrockneter und zerknitter Rainfarren standen an den Seiten des Grabens. Grüner Schmutz überzog weite Stellen des dunklen Wassers, Schilf wuchs daraus hervor. Taumeltäfer, kleine, lustige, silberglänzende Taumeltäfer rasten über die Oberfläche. Und dann kam die Weide. Maulwurfshügel an Maulwurfshügel! Wie gefleckt sah der Boden aus. Wie viele von den sammetpelzigen, grauen Wühlern mochten hier unter der Erde hausen! Wie viele Regenwürmer und Käferlarven von den ewig hungrigen Gesellen im Sommer vernichtet werden? Da kam ein Drehum, noch ein Graben, und er konnte schon das Vieh erkennen. Mit weit vorgestrecktem Halse, weiße Wolken ausstoßend, erwartete es ihn.

Aber was war denn dort hinten dicht bei der alten Scheune los? War eins der Rinder gestürzt? Etwas Großes, Schwarzes lag etliche Schritte von der Scheune entfernt im Grase. Was konnte es sein? Vielleicht ein Mensch? Ein Strolch? Verwundert ging Behrend, so hieß der Bauernjunge, dorthin. Da zerteilte sich, als er näher kam, das Schwarze, und wohl dreißig oder vierzig Dögel flogen mit Geträchze davon und ließen sich hundert Schritte weiter auf einen Zaun nieder.

Behrend ging zu dem Platze, wo die Krähen gefressen, und fand im Grase einen toten Hasen liegen, der war schon steif gefroren wie ein Stod, die Augen fehlten ihm und einige Löcher in seiner Seite zeigten, daß die Krähen ihn angefressen hatten. Behrend stieß ihn mit dem Fuße an. Was mochte dem Hasen gefehlt haben, daß er hier verendete? Ein altes, ausgewachsenes Tier schien es zu sein, das sah man an seiner Länge und Dicke. Ach so, er war geschossen! Hinter einem Ohre waren die Haare

durch Blut verklebt. Ja, wer weiß, wie lange das Tier hier schon gelegen hatte. Zu gebrauchen war er nicht mehr, also mochten die Krähen ihn verzehren.

Seinen Stod schwingend ging er zu den Kühen zurück und trieb sie vor sich her. Darauf schienen die Krähen nur gewartet zu haben, denn als er eine Strecke weit war, kehrten sie zum Hasen zurück.

Behrend hatte die Kühe nach Hause getrieben und stand vor der Tür. Da kamen die Nachbarjungen vorbei. Der älteste trug eine Flinte, und die vier andern gingen hinterdrein. „Behrend, geh mit, wir wollen Krähen schießen!“ rief einer von ihnen. — „Wohin wollt ihr denn?“ — „In die Tannen!“ —

Behrend trat näher und erzählte ihnen, was er soeben auf dem Werder mit den Krähen und dem toten Hasen erlebt hatte.

„Da wollen wir hin! Wir brauchen nur dazwischen zu pfeffern!“ rief der Älteste, und alle waren einverstanden, und Behrend marschierte mit ihnen.

Die Krähen waren noch bei ihrem Fraße und kümmernten sich anscheinend gar nicht um die herankommenden Knaben. Nur zwei, die sich nicht am Fressen beteiligten, sondern bald hierhin bald dorthin ein paar Schritte machten, bald auf den Zaun, bald auf die Scheune flogen, begannen zu krächzen, und sofort erhoben sich alle von ihrem Mahle in die Luft und flogen davon.

„Wir müssen uns verstecken, sonst kommen wir nicht nahe genug heran!“ meinte einer. „Wißt ihr was!“ rief ein anderer, „wir gehen in die Scheune und schießen durch ein Loch in der Wand.“

Das schien wirklich das Beste zu sein. Was hätten sie sonst auch tun können?

Alle sechs gingen in die Scheune und machten die Tür hinter sich zu. Aber sie warteten und warteten, keine der Krähen flog wieder herzu. Ruhig abwartend stolzierten sie in sicherer Entfernung über die Weide und laßen bald hier bald dort einen Regenwurm oder ein anderes Eßbares mit dem Schnabel auf. Ein paar der Krähen aber erhoben sich von Zeit zu Zeit in die Luft. Wohl um zu sehen, ob sich auch der im Stich gelassene Hase noch am alten Platze befand. Und hatten sie ihn erblickt, dann stießen sie ein paar krächzende Töne aus, gerade als wollten sie ihren Kameraden mitteilen: „Nur keine Sorge! Er ist noch da!“

Endlich wurde den sechs in der Scheune doch die Zeit zu lang, und sie berieten, was sie tun sollten.

„Wißt ihr was!“ rief Behrend, „die Krähen sind viel zu schlau. Die wissen ganz gut, daß wir hier noch in der Scheune sind. Einer von uns muß über die Weide nach dem Deich zurückgehen, dann werden sie wohl wiederkommen.“ Weil keiner etwas Besseres wußte, mußte sich einer von den sechs dazu bequemen. Der ging lustig flötend, damit ihn die Krähen auch ja bemerkten, den Rückweg.

Die andern fünf blieben in der Scheune und erwarteten die Rückkehr der Krähen. Aber die blieben, wo sie waren. Keine einzige kam in die Nähe. — Keiner wußte, was er dazu sagen sollte. Endlich wurde wieder einer weggeschickt. Auch der ging flötend zum Deiche zurück. Aber die Krähen blieben fern. Ein dritter mußte gehen. Es nützte noch nichts. Ihm folgte ein vierter. Die Krähen kamen noch nicht heran. Sie begnügten sich einstweilen mit Regenwürmern. Da flogen endlich ein paar auf den Hasen zu, aber sofort stieß eine Krähe, die auf einem Zaunpfähle saß, einige Töne aus, und die Mutigen

machten schleunigst kehrt.

Diese Schlaueit der Krähen! Das sah ja gerade so aus, als ob sie die Menschen in der Scheune gezählt hatten. Die beiden, die noch da geblieben waren, sahen sich dumm an und wußten nicht, was sie beginnen sollten. „Geh du noch weg und laß mir die Flinte hier. Vielleicht kommen sie dann wieder.“ Ja das war wirklich das letzte, was noch versucht werden konnte. — „Es soll mich wundern! Es soll mich wundern!“ — Der letzte der Nachbarjungen ging. Behrend blieb allein und sah durch ein Loch bald zu den Krähen, bald zu seinem fortgehenden Kameraden.

Doch kaum war dieser hundert Schritte entfernt, da wurden die Krähen unruhig. Eine nach der andern schwang die Flügel, flog ein Stück näher, krächzte, wartete . . . „Aha!“ dachte Behrend, „ihr könnt doch nicht ausrechnen, wieviel 6—5 ist. Das ist nicht 0, wie ihr meint, sondern 1, und diese 1 bin ich. Aber ihr rechnet doch nicht schlecht dafür, daß ihr nur dumme Krähen seid. Daß 6—4 nicht 0 ist, habt ihr doch richtig ausgerechnet.“ Vorsichtig schob er den Lauf des Gewehres durch die Wand und wartete noch ein paar Augenblicke. Da kamen sie herangeflogen und ließen sich wieder auf dem toten Lampe nieder. Drei, sechs, neun, zehn Krähen waren herzugeflogen. Da trachte der Schuß, und erschreckt und eilig flogen sie wieder davon. Nur eine blieb da, schlug mit den Flügeln und krächzte. Behrend öffnete die Scheunentür, lief herzu und fing die sich stark zur Wehr setzende Krähe. Sie zertrachte ihm die Hände, ehe er ihre Füße festhielt, mit dem Schnabel suchte sie sein Gesicht zu treffen, und sie hätte ihm wohl ein Auge aushaßen können. Endlich hatte er sie sicher gefaßt. Seine Kameraden kamen,

und das Tier wurde von allen Seiten besehen. Ein Flügel war von der Kugel getroffen. „Das kann noch wieder heilen! Das kann noch wieder heilen!“ rief einer der Knaben. „Gib sie mir, Behrend! Gib sie mir!“ rief ein anderer, „Ich will sie mir zahm machen.“

„Nein! Die behalte ich selber!“ antwortete er und nahm die Krähe unter den Arm und trug sie vorsichtig nach Hause.

Ja, aber der kranke Flügel! Was fing er damit an? Der eine riet ihm dies, der andere das. Er wusch die Wunde aus, er strich etwas Öl darauf, und dann band er beide Flügel vorsichtig, aber doch auch fest genug an den Körper des Tieres.

Die so verbundene Krähe setzte er in eine Holzstifte. — Am andern Morgen fütterte er sie mit aufgeweichtem Brote und in Stücke geschnittenen Speckschwarten. Sie nahm nichts, er mußte ihr den Schnabel öffnen und die Nahrung hineinstopfen. Nach ein paar Tagen fraß sie allein. Nach einer Woche konnte sie Behrend schon. Nach drei Wochen war der Flügel geheilt. Aber fliegen konnte sie nicht wieder, nur flattern.

Sie war nun ganz zahm geworden und wurde Hans genannt. Hans hatte ein richtiges Vogelbauer zur Wohnung bekommen und kannte Behrend schon an der Stimme. Er lief frei auf dem Hofe umher. Und schon nach wenigen Tagen war Hans so zahm und hatte sich so sehr an das Haus gewöhnt, daß Behrend ihm alle Freiheit lassen konnte.

Die liebste Beschäftigung der Krähe war das Mäusefangen. Sie kletterte in den Scheunen umher. Sie saß halbe Stunden lang vor einem Mauseloche und wartete, bis die Maus zum Vorschein kam. Dann stürzte sie sich auf das Tierlein und tötete es mit einem Schnabelhiebe

und fraß es mit Haut und Haar. Einmal hatte sie sogar in aller Ruhe zusehen, wie die Kaze eine Maus gefangen hatte und nun damit spielte. Als nun die Kaze die Maus für einen Augenblick freigab, stürzte Hans darauf zu und fing das Tierlein und eilte, so schnell er konnte, davon. Die Kaze fauchte und wütete, aber sie wagte sich doch nicht an die Krähe heran. Freilich Pluto dem Hofhunde war sie nicht gewachsen. Der plagte sie zuweilen, daß sie nicht aus noch ein wußte. Ja, wenn sie noch ihre Flugkraft gehabt hätte!

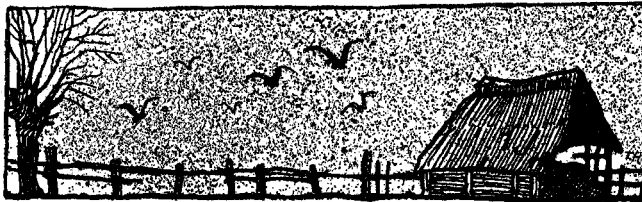
Eines Sonntags, als Behrend mit seinen Eltern ausfuhr, brachte er Hans, damit ihm nichts passieren konnte, auf den Taubenboden. Da gefiel es ihm sehr. Alle Tauben respektierten ihn sofort. Nach kurzer Zeit hatte er sie sämtlich hinausgetrieben, und keine Taube wagte es vor Beginn der Dunkelheit sich ihm zu nahen. Aber Behrend machte doch ein recht langes Gesicht, als er am andern Morgen sah, daß Hans vier Taubeneier ruiniert und zwei soeben ausgeschlüpfte Täubchen gefressen hatte. Nein, auf den Taubenboden durfte er nicht wieder.

Der Winter ging hin, und die Zeit des Pflügens kam. Hans kannte den Pflug ganz genau. Behrend brauchte nur mit zwei Pferden in die Scheune zu ziehen, so fing Hans lustig an zu krächzen und folgte dem Pfluge Schritt für Schritt, um Würmer zu suchen und Engerlinge.

Eines Tages wurden die Schafe gewaschen, denn sie sollten geschoren werden. Hans ging mit. Das Wasser im Teiche färbte sich und verdarb von den Unreinlichkeiten. Eine Menge kleiner Fische kamen an die Oberfläche und fingen an matt auf der Seite zu schwimmen. Hans flatterte am Ufer hin und her und wütete, weil er die ermatteten Fische nicht zu erlangen vermochte. Ja, er war

ein Lüfterner und ewig hungriger Gesell. Aber er hatte doch auch seine guten Eigenschaften. Und wen er leiden mochte, den beschützte er auch. Bei einer solchen Gelegenheit fand er einst seinen Tod.

Es war Hochsommer, und zwei Hennen stolzierten mit ihren halbausgewachsenen Küchlein auf dem Hofe umher. Da schoß ein Habicht aus der Luft, um sich eins der Küchlein zu holen. Hans sträubte alle Federn, stürzte auf den Räuber zu und schrie und drang mit seinem Schnabel auf ihn ein. Der Habicht, der sonst längst mit dem Küchlein in seinen Fängen davongeflogen wäre, sträubte sein Gefieder, fauchte, ließ im Zorn seine Beute los und kehrte sich gegen seinen Angreifer und erwiderte dessen Schnabelhiebe. Von allen Seiten versuchte Hans dem Habicht beizukommen. Die Henne dergleichen. Als nun aber das Küchlein sich von seinem Schrecken erholt hatte und eilig davon humpelte, da kannte die Wut des Habichts keine Grenzen mehr. Er stürzte sich auf die Krähe, die ihm den Weg zum Küchlein zu versperren suchte, schlug ihr tief seine langen Krallen in den Leib und hakte ein paarmal mit dem Schnabel nach ihrem Kopfe. In demselben Augenblicke eilte Behrend mit einer Peitsche aus dem Hause. Der Habicht entflog, in der Scheune fanden sich Henne und Küchlein wieder, aber — Hans war tot.



10. Eine Geschichte vom Freimarkt.

„Marie, wir gehen fort!“ sagte die Frau und zog ihre Handschuhe an, und der Herr setzte seinen Sonntagshut auf. Marie guckte zur Küchentür heraus und sagte: „Schön, Frau Wessels, ich passe auf. Machen Sie sich man viel Vergnügen und bringen Sie auch was Schönes mit.“ — Da lachte die Frau und sagte: „Wir wollen mal sehen, ob wir etwas für Sie auf dem Freimarkte finden.“

Die Hausglocke klang, die Tür schlug zu, und Marie war allein.

Ach, was war das doch für eine schöne Zeit, die Freimarktszeit. Von morgens früh bis des Abends spät drehten sich auf dem Markte die Karussells, da dufteten die Schmalzkuchen, da brodelten die heißen Würste im Kessel, da lärmte Musik an allen Orten, da schrien sich die Ausrufer und Verkäufer die Kehlen heiser, da drängten sich die Menschen zwischen den Buden: da war Leben und Jubel an allen Enden.

Und wer nur Zeit hatte und Geld in der Tasche —!

Am Sonntag hatte Marie ihren Ausgehtag. Dann wollte sie auch zum Freimarkt. Das sollte aber ein Ver-

gnügen werden! Und sie dachte schon jetzt mit Freuden daran und stand und putzte das Nickelgeschirr in der Küche blitzblank und lauschte dazwischen auf eine ferne Orgel und sumimte die Lieder mit, die die Orgel spielte, und sah schnell noch einmal nach, ob auch der Windfang hinter der Haustür gut geschlossen war, und putzte und wischte und sang weiter, und endlich war die ganze Küche wieder in Ordnung. Alle Geräte standen auf ihrem Platze. Marie wusch sich die Hände ab, um dann den Kaffee fertig zu machen, aber auf einmal hörte sie auf zu waschen und zu singen und lauschte. — — —

Hatte da nicht oben eine Tür geknarrt? — War da nicht etwas hingefallen und hatte es nicht geklirrt? — — Nun war wieder alles still. Oh, wie sonderbar kam es ihr auf einmal im Hause vor. Sie war doch allein! — Aber nachsehen mußte sie doch. Schnell eilte sie die Treppe hinauf. Die Tür zum Eßzimmer stand offen, und als sie hineinblickte, sah sie, daß eine von den hübschen Tassen, die auf dem Büfett standen, in Scherben am Boden lag. Ei, wie war denn das gekommen? Das konnte doch nicht ohne Grund geschehen. Und was war denn mit dem Kronleuchter unter der Decke? Der schaukelte leise hin und her und hin und her.

So etwas Merkwürdiges war ihr im ganzen Leben noch nicht vorgekommen. Sie sah unter den Tisch, unter das Sofa, sie öffnete alle Zimmer — aber es war nichts zu sehen noch zu hören. Endlich ging sie langsam und zögernd in die Küche zurück.

Es konnte sich doch kein Dieb eingeschlichen haben! — Nein, der Windfang war gut verschlossen, und durch die Hoftür, die freilich offen stand, konnte niemand hereinkommen, denn der Garten war rings von einer



hohen Mauer umgeben. Aber trotzdem sie das alles bedachte, hatte sie doch keine Ruhe in der Küche, und alle Augenblicke glaubte sie etwas zu hören. Klang das nicht eben, als wenn ein Stuhl gerückt wurde? — Hörte man nicht ganz deutlich leise Trippeltritte? — Sie lauschte lange Zeit an der angelehnten Küchentür. Ihr Herz klopfte, ihre Knie zitterten ein wenig, aber es half alles nichts; sie ging noch einmal hinaus, um genau nachzusehen. Wieder trat sie ins Eßzimmer. Die Scherben lagen noch wie vorhin am Fußboden, der Kronleuchter hing ganz ruhig. — Aber bewegte sich da nicht oben etwas in den Falten der Gardine? — Oh Gott, was war das? Was saß denn da auf dem Gardinentasten? — Das hatte zwei Augen wie ein Mensch und eine rote Mütze auf dem Kopfe mit einem Federbusch und einen Mund voll weißer Zähne, und der Mund lachte und lachte und zwei Hände — — — Oh, jetzt sah sie es! Es war ein Affe!

Das war ein Affe vom Freimarkt. Der mußte seinem Herrn entlaufen sein. Aber wem mochte er gehören? „Komm! Komm!“ rief Marie und winkte ihm und nahm ein Stück Zucker aus der Dose und hielt es ihm hin. Der Affe kam gleich herunter geklettert, sprang auf den Tisch, vom Tisch auf den Stuhl und von da aus Marie auf die Schulter. Die schrie laut auf. Der Affe aber nahm schnell das Stück Zucker aus der Hand und zog ihr zugleich eine Haarnadel aus dem Haar. Im nächsten Augenblick saß er schon, ehe Marie ihn greifen konnte, auf dem Büfett und fraß das Zuckerstück und grinste und kummerte sich um nichts.

„Th du Schlingel!“ dachte Marie. „Wart, ich will dir helfen!“ Mit diesen Worten eilte sie in die Küche

und holte einen Besenstiel herauf, um den Affen zum Hause hinaus zu jagen. Kaum sah der Affe den Stock, so sprang er vom Büfett auf den Ofen, und als ihm Marie auch dort zu nahe kam, kletterte er hinter dem Ofen herunter, huschte unters Sofa und dann zur Tür hinaus und die Bodentreppe hinauf. Atemlos jagte Marie hinter ihm her, aber als sie oben ankam, saß der Affe schon auf einem Dachbalken und kratzte sich den Rücken und tanzte hin und her, und als Marie den Stock hob, nahm er ein paarmal seine Mütze ab und machte Diener. Das sah so drollig aus, daß Marie laut lachte, und der Affe sprang von einem Balken zum andern und turnte und machte seine besten Kunststücke, und Marie jagte lachend und pustend hinter ihm her. So spielten die beiden Kriegen miteinander, aber der Affe war der flinkste. In einer Bodenecke, wo alte Spielsachen lagen, fand er eine Puppe. Die nahm er auf den Arm, huschte wieder auf einen Balken, besah sie von allen Seiten, drückte sie, streichelte sie, gab ihr einen Kuß, zog ihr die Kleider aus, warf sie in die Luft und fing sie wieder und machte so viel Spaß, daß Marie gar nicht aus dem Lachen heraustram und rote Backen bekam. Je mehr sie aber den Affen jagte, um ihn zu fangen, desto flinker wurde er.

Da klang unten die Glocke. Sie warf den Stock hin, schloß die Bodentür und eilte hinunter. Ein fremder Mann stand vor dem Windfang, und draußen auf der Straße standen Knaben und Mädchen Kopf an Kopf und blickten durch die Haustürscheiben. Was war denn da zu sehen? Sollte der Mann betrunken sein? — Er sah aus wie ein Orgeldreher. Als Marie ihm fünf Pfennige geben wollte, sagte er:

„Entschuldigen Sie! Ein kleines Affe is abgesprunge von die Orgel in die Garten. Darf ich in die Garten von dies Haus und suchen mein kleines Jocko?“

Was war das? Marie horchte auf. Dann war sicher der Affe oben auf dem Boden der gesuchte. Sie führte den Orgeldreher hinauf. Der rief: „Jocko! Jocko!“ und der Affe kam sofort vom Balken herunter und sprang seinem Herrn auf die Schulter. Der nahm ihn unter den Mantel und bedankte sich vielmals, und die Kinder auf der Straße riefen „Hurra!“ als sie Jocko wieder sahen, und der Affe wurde auf die Orgel gesetzt und mußte seine Kunststücke machen. Bald wurde ihm ein Apfel, bald ein Stück Brot zugeworfen, und Jocko schmauste sorglos, was ihm schmeckte, und wählte sich von dem vielen das Leckerste und Beste aus. Sowie aber ein Kind dem Orgeldreher Geld gab, mußte Jocko zum Dank dafür sein Köppchen abnehmen, und das sah so drollig aus, daß alle lachten und sich freuten und am liebsten in einem fort Geld auf die Orgel gelegt hätten, um den Spaß recht oft zu haben.

So war auch vorhin der Orgeldreher in der Straße gewesen, an welcher Wessels Garten lag. Da war eine große Dogge gekommen und hatte Jocko angebellt. Der war schnell auf den Kopf des Orgeldrehers gesprungen und dann auf einen Ast, der über die Gartenmauer ragte. Von hier aus hatte er der wütenden Dogge seine Zähne gezeigt. Alle Kinder hatten darüber gelacht und der Orgeldreher auch, aber der hatte sich nicht viel um Hund und Affen gekümmert.

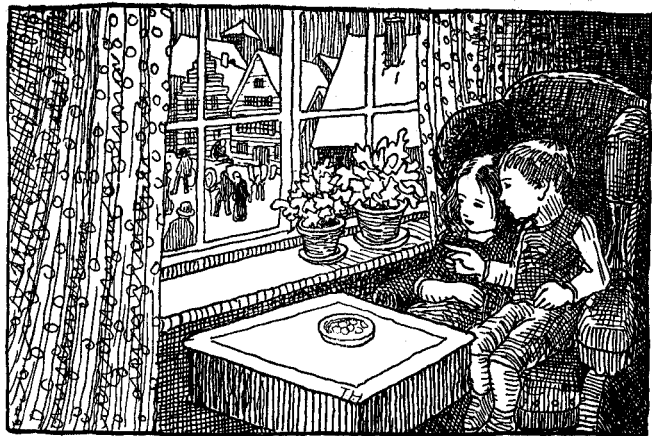
Jocko war dann in den Garten gelaufen und, da die Hoftür offen war, ins Haus gelangt.

Und jetzt saß er wieder ganz friedlich auf seiner

Orgel und wußte wohl nichts mehr von der Angst, die er Marie gemacht, von den Scherben im Eßzimmer und von der Jagd auf dem Boden.

Und Marie ging hin und setzte die Scherben zusammen und dachte: „Was wird Frau Wessels sagen?“ —





Nachwort.

Nun bin ich fertig mit meinen Geschichten und brauche nur noch einmal die Feder ins Tintenfaß zu tauchen, um noch das letzte Wort, das Wort „Ende“ zu schreiben. Aber nein, ich will noch ein ganz kleines Weilchen dies Wort aufsparen und für dich zum Schluß das Schönste und Beste aufschreiben, was ich weiß. Ich will dir verraten, wie ich zu diesen Geschichten gekommen bin, und dir auch sagen, wie du es anfangen mußt, um selber solche merkwürdige und wunderbare Geschichten zu erleben. — Und das wird das Allermerkwürdigste und Wunderbarste in dem ganzen Buche sein.

Wenn du jetzt bei mir wärest und wir zwei könnten miteinander einen Spaziergang machen, so wollte ich dich wohl zu all den Orten führen, wo meine Geschichten passiert sind. Ich kenne sie ganz genau, die Stelle am Deiche, wo ich mit dem Schlitten umkippte. Ob der Stein aber noch daliegt, das weiß ich nicht, ich will aber einmal nachsehen, wenn ich daran vorbeikomme. Ganz nahe bei

meinem Hause ist die Chaussee, wo von einem Baume das trodene Eichenblatt hernieder auf die Torfstücke fiel, und ich habe es selber fallen sehen und bin mit dem Torfwagen zurückgegangen, und in meiner Stube haben die Kinder mit dem Blatte gespielt, und in meinem eigenen Ofen ist es verbrannt. Ich kann dir noch heute die Insel im Stadtgraben zeigen, worauf das verzauberte Schloß steht. Genau wie auf dem Bilde siehst aus, und die dicken, fetten Ratten hausen noch heute gerade wie damals in den nassen Uferlöchern. Das uralte Haus ist jetzt leider abgebrochen, und eine Fabrik mit tausend verstaubten Fensterscheiben, einem himmelhohen, qualmenden Schornsteine und einer Dampfpfeife, die morgens und abends tutet, daß man sich die Ohren zuhalten muß, ist dort aufgebaut.

Aber alle andern Plätze aus diesen Geschichten sind noch heute zu sehen. — — —

Ja, Geschichten lesen ist schön, zuweilen sogar wunderschön, und es gibt nur eins auf der ganzen Welt, was noch schöner ist, und das ist — Geschichten erleben. Und die Geschichten in diesem Buche habe ich erlebt und freue mich noch heute darüber.

Da denkst du nun gewiß: Ja, der hats gut gehabt! Wenn ich in Bremen wohnte und könnte am Stadtgraben spielen oder auf dem Deiche oder an einem anderen Orte, dann würde ich auch leicht solche Geschichten erleben können, aber ich habe hier keine schönen Spielplätze und kenne keine merkwürdigen alten Häuser und Inseln, und darum passieren mir auch solche Geschichten nicht.

Aber ob du wohl recht hättest, wenn du so dächtest? Sieh, vor einigen Wochen war ich verreist. Ein paar Tage wohnte ich in einem Hotel in einer fremden Stadt,

die ich damals zuerst sah. Mein Zimmerfenster lag gerade der Straße zu. Den ganzen Tag hätte ich am Fenster stehen und auf die Straße gucken mögen. Nach beiden Seiten strömten die Menschen hin und her, und mitten auf der Fahrstraße stand ein Wagen, der war mit Kirschen in großen Weidenkörben beladen. Fünf oder sechs Frauen standen drum herum und probierten und handelten und kauften. Ein kleines Mädchen war auch dabei. Es streckte die Arme nach dem Manne, dem die Kirschen gehörten. Der gab ihm eine große Papiertüte voll. Das Mädchen lachte, und seine Augen glänzten. Aber, ich glaube, vor lauter Freude hielt sie die Tüte nicht fest. Diese fiel unter den Wagen. Das Mädchen hücte sich, und — in demselben Augenblick zog das Pferd an, und — — oh, was für eine gräßliche Geschichte war das, die ich in der fremden Stadt erlebte, als ich nur für einen Augenblick zum Fenster hinaus sah! Die Frauen schrien auf. Das Mädchen wurde in ein Haus getragen. Ein Schutzmann schrieb den Kirschenhändler auf. Wo war die Mutter? Was sagte der Vater, als er am Abend vom Geschäft nach Hause kam? Ist das niedliche Mädchen ins Krankenhaus gekommen? — — —

Auf der andern Seite der Straße war ein Schlächterladen. Das kam und ging in einem fort. Ein kleiner Junge trat in den Laden. Er stellte einen Korb auf den Tresen. Im Korbe lag ein Zettel, worauf wohl geschrieben stand, was er holen sollte, und Geld war auch da. Die Schlächterfrau war sehr freundlich zu dem Kleinen. Sie streichelte ihm die Backen und legte ihm ein kleines, ganz weiches Stück Fleisch in den Korb. Er ging fort. — Wer sollte das Fleisch essen? Warum holte er solch kleines Stück? Warum solch gartes? War jemand krank zu

Hause? Mußte der Doktor kommen? —

Das war ja schon wieder eine Geschichte! Die zweite, die ich in einem kurzen Augenblicke am Fenster erlebte. — Nein, ganz hatte ich sie ja nicht erlebt, aber ich brauchte nur alle Fragen zu beantworten und eine lange Geschichte war fertig. Und diese lange Geschichte erfuhr ich in einer ganz fremden Stadt, wo ich zum erstenmal in meinem Leben war!

Im nächsten Augenblick sah ich einen Arbeiter vorbeigehen, der hatte sein Arbeitszeug an. Aber es war doch noch lange nicht Feierabend. Warum ging er denn schon so früh nach Hause? Warum eilte er so? Da trat ein Mädchen an ihn heran. Es hatte rote Backen und schwitzte vom schnellen Gehen. Es lachte und erzählte dem Arbeiter etwas. Ja, das war sicher seine Tochter. Sie sah ihm auch ähnlich. Was mochte sie ihm erzählt haben? Sicher etwas Fröhliches. War Besuch gekommen? Hatte der Storch ein Brüderlein gebracht? Hatte der Postbote Geld ausgezahlt?

Denke dir die Antworten aus, und du kannst eine neue Geschichte erzählen.

Aber was war denn da im Nachbarhause? Eine Droschke hielt, ein Mann stieg aus. Der hatte einen breitrandigen Strohhut auf dem Kopfe und besah das ganze Haus von oben bis unten, und als er den Kopf gehoben hatte, sah ich in ein sonnenverbranntes Gesicht und in zwei große fragende Augen. Da erklang nebenan eine Hausglocke. Eine junge Frau flog auf den Mann zu. Sie lachte und weinte zu gleicher Zeit, und dann traten sie beide schnell ins Haus, denn die Leute wären sonst stehen geblieben. Der Droschkenkutscher trug einen großen Koffer hinterher. Wer war der sonnenverbrannte Mann?

Woher kam er? War er in einem fremden Lande gewesen? Was hatte er alles erlebt?

Da hatte mir die fremde Stadt schon wieder eine Geschichte erzählt.

Ein Betrunkener taumelte dahin. Ein blasses Mädchen ging neben ihm. Voll Angst sah sie den Mann an. War das ihr Vater? Warum mochte er so viel getrunken haben? Wie sah es zu Hause aus? Warum war das Kind so ängstlich?

Oh, wieder eine Geschichte! Welch schreckliche Geschichte noch dazu! Aber ich hatte keine Zeit, sie zu Ende zu denken. Musik! Die Soldaten kamen! Gerade unter meinem Fenster zogen sie vorbei. Die Helme blitzten, die Trommeln wirbelten, und die Fahne flatterte. Wie alt und häßlich sah die aus! Ja, wenn die erzählen könnten! Jedes Loth und jeder Sehen hat seine Geschichte. Es sind lauter Geschichten von Krieg und Pulverdampf und Sieg und Tod.

In der Ferne klingelte die Feuerwehr. Wohin mochte die gerufen sein? Wie war dies Feuer ausgekommen? Und dann fuhr ein Krankenwagen vorbei, ein Hund heulte, ein Radfahrer kam geradelt, der hatte ein dickes Blumenbukett an die Lenkstange gebunden usw. usw.

Jeden Augenblick ein neues Bild. Und jedes Bild kann dir eine lange Geschichte erzählen, wenn du dir nur die Mühe machst, alle seine Rätselfragen zu lösen.

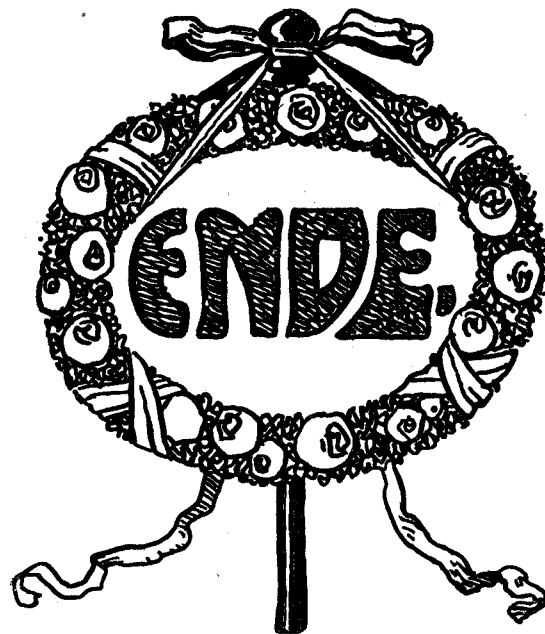
Und solche Bilder kannst du allüberall erleben. Stelle dich irgendwo mit geschlossenen Augen auf die Straße, in einen Garten oder in einer Stube hin, öffne nur für eine kurze Sekunde deinen Blick, und du hast den Anfang einer langen Geschichte gesehen.

Tausend Geschichten sind überall um dich herum, ob

du in Burtehude oder auf dem Bloßberge bist, auf dem Lande, auf dem Wasser oder im Ballon hoch oben in der Luft. Geschichten leben überall, wo Menschen leben oder Dinge sind. Du mußt nur Augen dafür haben!

Und nun geh hin auf die Straße oder in die Schule oder in den Garten und laß dir von deinen eigenen Augen Geschichten erzählen. Die werden dann schöner sein als alle Geschichten, die in Büchern stehen. — — —

Und das war das Wunderbare und Merkwürdige, was ich dir noch erzählen wollte, und nun ich es getan habe, schreibe ich getrost das Wort



Inhalt.

	Seite
1. Mit Schlitten am Deich	5
2. Von einem Blatte, welches eine Reise machte	11
3. Von einem uralten Hause und wer darin wohnte	18
4. Was die Schneeflocken mir erzählten	26
5. Die verzauberte Insel und wie ich erlöst wurde	38
6. Ein Brief aus Amerika	52
7. Von einem Finken und wie es ihm auf dieser Welt erging	55
8. Was der Vater erzählte, als es draußen schlechtes Wetter war	70
9. Hans, eine Krähengeschichte	77
10. Eine Geschichte vom Freimarkt	85
Nachwort	92